Sprache und Schrift.

Das Lautdenken für Ohr und Auge.

Freunden der Literatur und Sprachwissenschaft

insbesondere

der studirenden Jugend gewidmet

von

Dr. Karl Böttger

Professor am Gymnasium zu Dessau.

An Sprache und Schrift.

Was ich ohne euch wäre, ich weiß es nicht; aber mir grauet,
Seh' ich, was ohne euch Hundert' und Tausende sind.

Schiller.

Mit in den Text gedruckten Illustrationen.

Leipzig.

Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer.

1868.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Vorwort.

Als ich vor elf Jahren eine freie Bearbeitung des alten Robinson Crusoe von Daniel de Foë, welche mit zahlreichen und guten Holzschnitten verziert war, der deutschen Jugend übergab, rechnete ich im Voraus mit Zuversicht darauf, daß jenes Büchlein eine so freundliche Aufnahme finden werde, wie sie ihm auch nachher wirklich zu Theil geworden ist. Ein Stoff, der schon in so vielen Bearbeitungen immer wieder neue Anziehungskraft entwickelt hat, war dem Geschmacke der jetzigen Jugend leicht angemessen zu gestalten. Um so weniger will ich verhehlen, daß ich heute derselben Lesewelt und ihren Freunden meine neue Gabe mit einigen Bedenken überreiche. Wird es mir auch gelingen, die Aufmerksamkeit meiner Leser anhaltend und gespannt auf eine Reihe von Betrachtungen zu lenken, die in ein Buch zu gehören scheinen, welches häufig nicht als eine Lieblingslektüre angesehen wird, nämlich in die Grammatik?

Doch man urtheile nicht zu voreilig! Was ich hier vorführen werde, gehört durchaus nicht in die Grammatik einer bestimmten, einzelnen Sprache; es ist eine Betrachtung über alle Mittheilung der Gedanken, wie sie sich bei den wichtigsten Völkern der Welt in Sprache und Schrift seit uralter Zeit entwickelt hat. Freilich habe ich damit einen Stoff gewählt, dessen wahrhaft volksthümliche, allgemein verständliche Bearbeitung viele Schwierigkeiten bot. Auch sehe ich wohl ein, daß nur die reifere Jugend, insofern sie wenigstens *eine* fremde Sprache schon mit Fleiß und Erfolg gepflegt hat, sich mit solchen Untersuchungen über Sprache und Schrift, wie ich sie hier anstellen will, ernster beschäftigen kann. Denn nicht blos um ein oberflächliches, sondern um ein gesammeltes Lesen, um ein ruhiges Nachsinnen und Ueberlegen bitte ich meine lieben Leser recht dringend. Wenn mein Büchlein nicht flüchtig durchschaut oder gar nur mit bildersuchender Neugier durchblättert wird, wie eine kurzweilige Geschichte oder heitere Schilderung

mit zahlreichen ergötzlichen Illustrationen, wenn namentlich die vielen Schriftzüge, die hier aus den verschiedensten Ländern und Zeiten zusammengestellt sind, nicht gedankenlos durchgesehen oder gar übersehen, sondern aufmerksam betrachtet werden, so zweifle ich nicht länger daran, daß meine Leser (ich denke mir unter ihnen namentlich Gymnasiasten von Tertia, Realschüler etwa von der 2. Klasse an und Schülerinnen aus den Oberklassen der Töchterschulen und Institute) sich nicht nur für den herrlichen Stoff, den ich ihnen näher zu bringen beabsichtige, interessiren, sondern auch mannichfache Belehrung aus meinem Büchlein schöpfen werden. Es muß ja, meiner Ansicht nach, jedem nach Bildung strebenden Geiste ein Hochgenuß sein, seinen Blick einmal, gleichsam von der Höhe des Thurmes zu Babel, auf alle Sprachen der Welt oder wenigstens auf ihre Hauptfamilien, die arische, semitische und turanische, zu richten und sich mit der Frage zu beschäftigen, in welche Formen der Menschengeist seit Jahrtausenden seine Gedanken gegossen hat. Wenn so mancher strebsame Gymnasiast mit eifriger Lernlust die fremdartigen griechischen oder hebräischen Buchstaben niederschreibt, so kann ihm auch eine Betrachtung der Schrift im Allgemeinen, der Bilder-, Begriffs- und Buchstabenschrift, wenigstens der wichtigsten Kulturvölker der Erde, gewiß nicht gleichgültig sein.

Und so will ich denn das Büchlein, das ich mit Liebe und Begeisterung für die Welt der Jugend geschrieben, ihr getrost mit den besten Hoffnungen übergeben. Mögen sich meine freundlichen Leser durch einige Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, nicht abschrecken lassen, sondern, nach aufmerksamem Lesen, an dem mannichfachen Stoffe, den es bietet, erfreuen und zu ihrem wahren Nutzen belehren!

Dessau, zu Ostern 1867.

Karl Böttger.

Inhalt.



Ursprung und Wesen der Sprache.

In der Waldeinsamkeit.

Denke dir, freundlicher Leser, du wandeltest allein durch einen großen Wald. Die Waldesstille erscheint dir, wenn du an städtisches Leben und Treiben gewöhnt bist, gewiß überaus anziehend. In den engen Straßen der Stadt, sowie in ihren Gärten und auf ihren Plätzen, öffnet sich uns nur selten eine weite, freie Aussicht. Denn um alle Naturbilder, selbst um die Wolken des Himmels, legt sich dort, wenigstens von unten, der geradlinige oder eckige Rahmen der Dächer und Straßenfronten; ja selbst mitten auf einem „freien“ Platze fühlst du recht wohl, daß du nicht in der freien Natur bist. Hast du jedoch die letzten Häuser der Vorstadt hinter dir, so daß dein Blick unbehindert über Aecker und Wiesen schweift, dann erst fängst du an, wirklich frei aufzuathmen; eine ganz andere Luft scheint dich anzuwehen.

Trittst du aber erst in die grünen Hallen eines Waldes ein, dann fühlst du dich, wenn du auch allein dahin wandelst, nicht mehr einsam. Von allen Seiten scheinen dir Freunde ihre Hände winkend entgegen zu strecken und dich zu begrüßen. Sie verkehren auf das Lebhafteste mit allen deinen Sinnen. Du athmest den frischen, stärkenden, harzigen Duft im Fichtenwalde ein, dein Auge sucht das Dämmerlicht des dichten Laubwaldes zu durchdringen, wenn plötzlich ein Rudel Hirsche über die Waldblöße dahinjagt; dein Fuß tritt nicht mehr auf hartes Steinpflaster oder auf den Staub der Chaussee, sondern auf weiches Gras und Moos oder auf elastisches Heidekraut. Aber so sehr dich auch Anfangs diese ungewohnten Sinneseindrücke ergötzen, wenn du stundenlang im Walde fortwandelst, wenn sich dir dieselben Naturbilder immer wieder darbieten, so werden sie endlich eintönig und ermüdend. Neigt dann die Sonne sich zum Untergange, und wird die Dämmerung in den schmalen Laubgängen immer düsterer, so geräthst du wol selbst fast unvermerkt in eine immer stillere und ernstere Stimmung. Der Gesichtssinn kann und will nicht mehr so aufmerken wie zuvor, um so regere Thätigkeit entfaltet jetzt das Gehör. Jedes Knarren der Aeste, jedes Rauschen im Laube, die verschiedenen Stimmen der Vögel, Alles erfaßt dein Ohr in größter Spannung; jetzt erschrickst du über das plötzliche Rascheln einer Eidechse im dürren Laube, jetzt hörst du einen fernen Knall, und jetzt — — was vermochte wol deine Aufmerksamkeit zu verdoppeln und dich in deiner Einsamkeit fast fieberhaft aufzuregen? Es ist der Klang einer Menschenstimme, jener wunderbare Klang, der im Vergleich mit den verschiedenartigen Geräuschen, die dich im Walde umtönen, vielleicht nur matt erklingt, der aber doch für dich unendlich bedeutungsvoller ist, als jene insgesammt. Es sind die Laute, auf welche schon das Kind an der Mutterbrust horcht, wenn die sanfte Mutterstimme sie ihm entgegenlispelt; welche sich fest in sein reines Gedächtniß schmiegen, bevor es noch der eigenen Sprachorgane mächtig geworden ist; jene Laute sind es, welche mit so verschiedenem Klang, mit so mannichfacher Tonfarbe (timbre, wie der Franzose sagt) an unser Ohr schlagen, Laute, an denen schon der Säugling die Mutter erkennt, vermittelst derer wir alle unsere Verwandten und Bekannten, — und wenn sie auch nach Hunderten zählen — zu unterscheiden vermögen.

Die Sprachlaute und die Sprachorgane.

Es ist eine unumstößliche Wahrheit, daß nichts uns so sicher Heimat und Vaterland vermittelt, daß uns kein Band so fest an dieselben kettet, als gerade die Muttersprache selbst, und nicht blos die Muttersprache, sondern ganz besonders die Volksmundart, welche uns in frühester Jugend in die Ohren klang. Ganz unbemerkt gewöhnt sich schon in früher Jugend das Ohr an gewisse Laute und weiß bald die feinsten Unterschiede zu machen. Wenn das Englische eine Menge Wörter enthält, die in ihrer *Schreibung* mit dem Französischen, und andere, welche mit dem Deutschen ganz übereinstimmen, warum erscheinen diese drei Sprachen, selbst wenn man solche naheverwandte Wörter künstlich zusammenstellen wollte, unserem Ohre doch so ganz verschieden? Es sind wieder die mannichfachen Lautbildungen, welche wir nicht etwa nur am deutschen ch, dem englischen th und dem französischen Nasenlaut, wie z. B. in un enfant, sondern selbst bei der Aussprache der einfachsten Vokale, z. B. des a, wahrnehmen.

Diese Laute, als die Urbestandtheile der Silben und Wörter, wollen wir nun einmal etwas näher betrachten und uns zunächst fragen, *wie* und *wo* sie entstehen.

Jeder Schall wird bekanntlich durch eine Erschütterung des Luftmeeres hervorgebracht, welches unseren Erdball wie eine dünne Schale umgiebt und in welchem allein wir zu leben vermögen. Die Luft ist äußerst elastisch; schwingt z. B. eine Saite in ihr hin und her, so setzen sich die Schwingungen derselben in der Luft augenblicklich in Form von eben so schnell, wie die Schwingungen der Saite, auf einander folgenden kugelähnlichen Verdichtungen und Verdünnungen fort, welche man *Wellen* genannt hat; man kann sie mit den Wellen vergleichen, welche sich auf einem ruhigen, glatten Wasserspiegel bilden, wenn man ein Steinchen senkrecht hineinfallen läßt. Jeder Wellenberg stellt dann eine Verdichtung, jedes Wellenthal eine Verdünnung vor; nur folgen diese, um einen Schall zu erzeugen, weit schneller auf einander und breiten sich nicht nur horizontal, sondern gleichmäßig nach allen Richtungen aus, wenn sie nicht irgendwo anprallen und dann, namentlich von elastischen Gegenständen, zurückgeworfen werden. Nach der Zahl dieser Wellen, welche in einer bestimmten Zeit, z. B. in einer Sekunde — bekanntlich der Zeit, in welcher unser Erdball $\frac{1}{86400}$

seiner Umdrehung vollendet — auf einander folgen, richtet sich nun die Höhe des Tones; denn ein Ton ist eigentlich nur in Beziehung zu einem anderen Tone, also relativ denkbar, d. h. wir sind, sobald unser Ohr einen Ton hört, sogleich geneigt, ihn mit anderen Tönen zu vergleichen. Bei diesen Vergleichungen finden wir bald, daß gewisse Töne zu einander stimmen, daß sie in ihrer Aufeinanderfolge oder in ihrem Zusammenklang auf das Ohr einen wohlthuenden Eindruck machen. Die Akustik, d. h. die Wissenschaft, welche sich mit allen Wahrnehmungen unseres Gehörsinnes und mit diesem selbst beschäftigt, lehrt nun, daß die Schwingungszahlen für solche Töne in sehr einfachen Verhältnissen stehen, etwa wie die Zahlen 1, 2, 3, 4, 5 u. s. w. Mit diesen Zwischenräumen zwischen den Tönen oder diesen Intervallen haben wir uns aber hier zunächst nicht zu beschäftigen. Das menschliche Stimmorgan bringt zwar im Gesange auch Töne, das dazu befähigte und gebildete sogar sehr schöne Töne hervor, aber hier betrachten wir zunächst ein anderes Erzeugniß dieses wunderbaren Organs. Wir meinen die Laute oder artikulirten Töne und haben nun zu untersuchen, wie und wo diese Artikulation vor sich geht.

Der Kehlkopf (in Figur 2, welche wir fortwährend zu vergleichen bitten, durch 17 bezeichnet) bildet den wichtigsten Theil unseres Stimmorgans, das seiner ganzen Einrichtung nach zu der Gattung der Blasinstrumente gehört und viel Aehnlichkeit mit den sogenannten Zungenwerken hat. Zwei elastische Membranen, die man mit einem kleinen, zerschlitzten Trommelfell vergleichen kann, sind im Kehlkopfe anzutreffen. Ein Muskelapparat kann diese beliebig spannen, um dadurch die ausgeathmete Luft in Schwingungen zu versetzen. Dadurch werden wir in Stand gesetzt, willkürlich Töne und Geräusche in verschiedener Farbe, verschiedenem timbre und höchst verschiedener Lautgestaltung hervorzubringen, um sie schließlich — nach schwerer Lernzeit — zum Gesange und zum Sprechen zu verwenden. Die Lautgestaltung selbst hängt freilich noch von anderen Organen ab.

Die gleichsam mit Hindernissen hervorgebrachten Töne — denn ohne Hindernisse erklingt durch den Kehlkopf nur eine Art von Geräusch — gliedern sich nun an drei Stellen, am Lippenrand, in der durch die höchst bewegliche Zunge sehr verschieden gestalteten Mundhöhle und am Gaumen (9) zu Konsonanten, während die Entstehung der Vokale eigentlich auf dem Klangfarbenunterschied der Töne fußt. Figur 2 wird eine klarere Anschauung von jenen wunderbaren

Theilen des menschlichen Körpers geben, als dies eine weitläufige Beschreibung zu leisten vermag. In ihnen konzentrirt sich ein großer Theil unserer Lebensthätigkeit und ihrer recht eigentlich menschlichen Aeußerungen. Der Leser möge nun zuerst die der Figur beigefügten Namen durchgehen. Einige erläuternde Worte möchten aber doch noch willkommen sein.

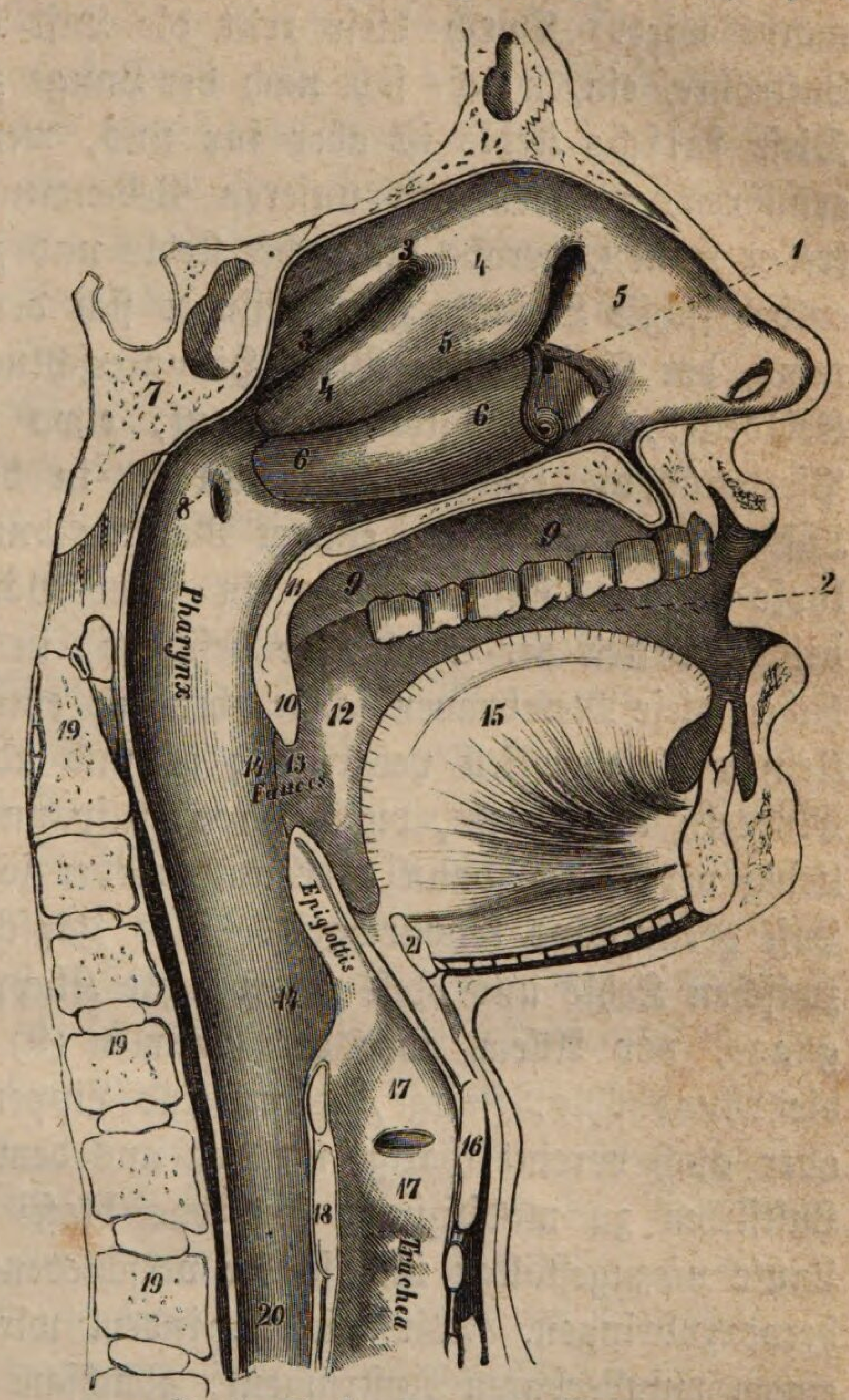


Fig. 2. Die Sprachorgane des Menschen.

1. Oeffnung der Nasengänge. 2. Mundhöhle. 3—4. Oberer und mittlerer Knochen des Siebbeines. 5. Nasengruben. 6. Unterer Knochen des Siebbeines. 7. Keilbein. 8. Oeffnung der zum Ohr führenden Eustachischen Röhre. 9. Knöcherner Gaumen. 10. Zäpfchen. 11. Gaumensegel. 12. Innere Gaumensäule. 13. Mandeln. 14. Hintere Gaumensäule. 15. Zunge. 16. Schildknorpel. 17. Inneres des Kehlkopfes. 18. Ringknorpel. 19. Halswirbelbeine. 20. Speiseröhre.

Wir bemerken hier im Durchschnitt zuerst die Mundöffnung, durch die wir athmen, d. h. den Sauerstoff der Luft als fortwährende Lebensnahrung der Lunge zuführen; wir sehen in und hinter dem Munde eine Anzahl Werkzeuge, welche beim Essen und Trinken mitwirken; da sind die Zähne, die bewegliche Zunge (15), der Gaumen (9); eine Oeffnung führt ferner zu dem Schlund (Pharynx) und der Speiseröhre. Wir wollen aber nicht hier bei der materiellen Ernährung des thierischen Menschen verweilen, die durch die Mundöffnung eingeht und schließlich in den Magen gelangt; wir wollen im Gegentheil etwas viel Geistigeres betrachten, das aus dem Munde hervorkommt; der Mund ist ja überhaupt der wichtige Vermittler alles geistigen Lebens. Der Menschengedanke tritt erst wirksam in's Dasein, indem er sich zum Laut und Wort verkörpert und aus dem Munde hervortönt. Wollen wir uns nun über diese

Laute und ihre Entstehung näher belehren, so müssen wir zunächst, von der hinteren Partie der Mundhöhle ausgehend, nach jener Oeffnung suchen, welche im gewöhnlichen Leben manchmal die falsche Kehle genannt wird. Durch diese tritt die Luft in die Trachea, d. i. die Luftröhre, ein, welche sich nach der Lunge zu in viele Aeste verzweigt. Diese falsche Kehle ist aber für uns, wenn wir uns nicht physisch ernähren, sondern mit unseren Nebenmenschen in geistigen Verkehr treten wollen, gerade die rechte Kehle und zugleich das wichtigste, unentbehrlichste Organ. Hier befindet sich der Kehlkopf mit seiner Oeffnung, der Stimmritze. Beim Hinunterschlucken der Nahrung fällt der Kehldeckel, die Epiglottis, darauf, etwa wie ein Sattel auf einen Pferderücken. Indem man nun die in dem Brustkasten gesammelte Luft unter Mitwirkung einiger Muskeln durch diese Oeffnung im Kehlkopfe hindurchbläst, werden ein Paar Bänder (17), welche sich zu beiden Seiten der Stimmritze befinden, in Schwingung versetzt. Wir haben diese Membranen schon oben mit einem in der Mitte zerschlitzten kleinen Trommelfell verglichen; es sind aber an der Oeffnung selbst Muskeln angebracht, durch deren Anspannung man die Oeffnung beliebig verengern, dann aber auch wieder so weit öffnen kann, daß die Luft geräuschlos hindurchgeht. Das Zäpfchen (10), welches wie eine zwischen Kehle und Nase angebrachte Klappe wirkt, ferner die Nasengänge, vor Allem aber der Gaumen (9) mit seinem Vorhang (11), die Mundhöhle, Zunge, Zähne und Lippen sind nun alle abwechselnd oder auch vereint thätig, um den aus dem Kehlkopf hervorbringenden Luftstrom zu modifiziren, um das bloße Geräusch zu irgend einem Laute umzugestalten und so die verschiedenen Vokale und Konsonanten hervorzubringen. Wir spielen, indem wir sprechen und singen, auf einem wunderbaren Instrument, gleichsam einer Pfeife mit veränderlichen Mundstücken. Dies Instrument noch weiter zu zergliedern und jeden einzelnen Theil genau zu betrachten, gehört in die Physiologie, in die Naturlehre des belebten menschlichen Körpers, sowie die Zergliederung der Sprache in die Philologie gehört.

Der wesentliche Apparat zur Artikulirung des Stimmtones liegt in und an der Mundhöhle; hier werden die Laute gebildet; der eigentliche Lautbildner aber ist die Zunge. Mehrere Laute können ohne ihre Mitwirkung gar nicht, andere nur unvollkommen artikulirt werden, und es ist einem Jeden, ehe er weiter liest, anzurathen, sich über die Stellungen, welche sie bei der Hervorbringung

der verschiedenen Laute einnimmt, durch ruhiges und wiederholtes Beobachten wenigstens einigermaßen klar zu werden. Wahrhaft bewundernswerth ist ihre Beweglichkeit und die Sicherheit und Feinheit, welche sie in ihren blitzschnellen Uebergängen von einer Stellung und Gestaltung zur andern durch Uebung erlangt hat, freilich nur bei solchen Personen, die zugleich schnell und deutlich zu sprechen vermögen. Bewundernswerth ist ferner ihre Ausdauer und Unermüdlichkeit, denn bei anhaltendem lauten Sprechen ermüden weit eher die Athmungsorgane und ihre Muskeln, als die Zunge selbst; es tritt dann gewöhnlich Heiserkeit ein.

Was ferner noch jenseits der eben betrachteten Mundhöhle mit der in ihr arbeitenden Zunge im Kehlraum selbst erzeugt wird, ist nicht unter die reinen Laute zu rechnen; es entstehen hier die sogenannten Kehlkopflaute. Zu diesen gehört zuerst unser h, bei dessen Erzeugung die weitgeöffneten Stimmbänder die Luft tonlos durchlassen, so daß diese erst an den Wänden der Rachenhöhle jenes Geräusch hervorbringt, das die griechischen Grammatiker mit ʽ, dem Spiritus asper, bezeichneten. Dieser H-Laut begleitete z. B. jedes y zu Anfang eines Wortes, nur der Buchstabe selbst heißt bekanntlich Ypsilon. Wenn man die Stimmritze etwas verengt, so erzeugt man das heisere Hha der Araber, das Haut der Aethiopier, beides also dem semitischen Stamm angehörige Laute. Erscheint hier das h gewissermaßen gesteigert, so ist es dagegen abgeschwächt in dem Spiritus lenis (ʼ) der Griechen, dem h non aspiré der Franzosen. Auch das Aïn (ع) der Araber, sowie die eigenthümlichen Kehlkopf-R-Laute der sächsischen und österreichischen Mundart, sind hier anzuführen. Kaum oder vielleicht gar nicht hörbar waren auch die Hauchzeichen : + ⌣ im Sanskrit.

Bei allen diesen unvollkommenen Lauten ist die Mundhöhle noch unbetheiligt gewesen. Erst die Vorgänge in dieser bilden den eigentlichen Laut. Beim reinen, hellen a, von dem wir ausgehen, bleibt der Mundkanal in seiner ganzen Länge offen; hebt sich die Zunge hinten nach dem Gaumen zu, so entsteht i, wird aber die Mundöffnung vorn durch die sich rundenden Lippen verengt, so bildet sich u. Das ganze Vokalsystem hat sich aus diesen drei ursprünglichen Kürzen a, i und u in der indo-germanischen Ursprache, von der noch die Rede sein wird, entwickelt. Aus ă entstand ā, aus ĭ entstand ai und āi, das in ī, ei und ē überging; aus ŭ entstand ău und āu, woraus iu, ū oder auch ō wurde. Insofern steht das a und o, wie es in der

Bibel heißt, nach griechischer Anschauung der Lautbildung und nach der späteren Aufstellung des Alphabetes am Anfangs- und Endpunkte der Vokalreihe. Man kann dies aber, wenn man auf die Lautbildung in unseren Sprachorganen genau Acht giebt, nicht gut heißen. Hier lassen sich vielmehr, indem man jedesmal von a ausgeht, drei Reihen von Lauten verfolgen. Wir bitten, die einige Seiten weiter unten eingefügte Figur 3 schon jetzt zu vergleichen. In der ersten Lautreihe folgt auf den einfachen Naturlaut a ein etwas getrübtes å, dann der helle Vokal o und auf ihn das dunkle u, von welchem man durch das englische w (double u), das noch ganz vokalischen Charakter hat, zum deutschen W (englisch und französisch v) hinübergeführt wird. Bei der Aussprache dieses W nähern sich die Lippen schon sehr, doch ohne Anspannung ihrer Muskeln. Tritt nun noch ein Hauch hinzu, so geht das w in f über, von dem aus man durch das griechische φ (ph) hindurch zu den Lippenschlußlauten, zunächst zu dem p, gelangt. Dieses erweicht sich zu b, woran sich das sanskritische भ (bha) anreiht. Wird endlich dieser Laut nasalirt, d. h. durch die Nase gesprochen, so ertönt m. Dieses m kann am Ende der Wörter undeutlicher und endlich zu einem ganz farblosen Nasal oder Nasenvokal werden. So spielte z. B. das m, welches noch in unserem „mich", „mir" u. s. w. steckt, zur Bezeichnung der ersten Person des Zeitwortes in den indo-germanischen Sprachen eine große Rolle, aber der Grieche verwandelte es hier am Ende des Wortes geradezu in n; auch der Lateiner sprach es an dieser Stelle in der späteren Zeit nicht mehr deutlich aus, sondern ließ es ganz wegfallen oder verwandelte es in n. Die französische Aussprache des m am Ende der Wörter wird bekannt sein. Wir haben aber auch im Deutschen ähnliche Uebergänge, wenn schon wir nicht in derselben Weise m stark nasaliren, sondern es vielmehr in n verwandeln. Wir sagen heute „ich bin", was altdeutsch „ih pim" lautete.

Wir sind also, von a ausgehend, durch eine ganze Reihe von Lauten hindurch schließlich zu einem undeutlichen, durch die Nase gesprochenen und dem nasalirten n verwandten Laut gelangt, der sich auch ziemlich treffend mit dem sanskritischen ँ (Anunâsika) bezeichnen läßt.

Wir kehren nun nochmals zu unserem a zurück. Durch ä, französisch è, ē wie im deutschen Wort die Ehe, und ĕ, wie in der Endung desselben Wortes oder im französischen le, gelangen wir endlich zum ĭ und ī, das rein oder dumpf erklingen kann. Daran knüpft sich, wie

oben das englische und dann das deutsche w an u, der Halbvokal j mit seiner ebenfalls verschiedenen Aussprache und an j wieder der Kehllaut ch, der bei verschiedenen Nationen eine sehr verschiedene Färbung angenommen hat. Berührt man mit der Zungenwurzel den weichen Gaumen, so ertönt zunächst kh, ख kha im Sanskrit, und dann das reine k als harter Schlußlaut. Daß die Aussprache des reinen harten k nicht leicht ist, kann man an den oft längere Zeit vergeblichen Versuchen der Kinder, es hervorzubringen, recht wohl bemerken; der Engländer spricht das k vor n bekanntlich gar nicht aus, in ähnlicher Weise wie der Lateiner natus, nomen, nosco u. s. w. für gnatus, gnomen und gnosco sagte. Manche Völker kennen das k gar nicht oder verwechseln es, wie nicht selten die Kinder, mit t. Es traf sich unglücklich, daß eins der ersten Wörter, welche die Gesellschafts-Insulaner auszusprechen hatten, der Name des Kapitän Cook war. Sie konnten ihn nur Tut nennen.

Vom k gelangt man dann weiter zum g und gh, und daran knüpft sich der Nasenlaut, den man z. B. in der zweiten Silbe des griechischen Wortes Diphthongos, δίφθογγος, für das erste γ hört. So haben wir, von a ausgehend, abermals eine Reihe von 11 Lauten, die in ähnlicher Weise wie die erste mit einem Nasal abschließt; auch dieser findet sich im Sanskrit als ङ nga oder ṅa vor. Auch für den Kehllaut gh hat diese uralte Sprache einen eigenen Buchstaben घ.

Noch eine dritte merkwürdige Lauttonleiter bleibt nun aber aufzustellen. Man kann, indem man wieder das reine a ausspricht, hinten in der Mundhöhle den weichen Gaumen erzittern lassen und so eine Art Triller hervorbringen; es entstehen so die Halbvokale l und r, welche sich, je nach der Art und der Ausdehnung, in welcher die Sprachorgane (selbst die Lippen) bei ihrer Hervorbringung mitschwingen, höchst verschieden gestalten. Es ist sehr beachtenswerth, daß die Aussprache gerade des l und des r selbst in den Mundarten ein und derselben Sprache durchaus nicht dieselbe bleibt. Bei dem l oscilliren namentlich die weichen Seitenwände der sich emporhebenden Zunge. Unter dem Oscilliren versteht man bekanntlich eine schnelle, pendelartig hin- und hergehende Bewegung. Sowol l als r sind fast Vokale zu nennen und sie stehen daher auch in der Figur 3 auf Seite 11 innerhalb des die Vokale umschließenden Dreiecks (w j s). Daß die alten Grammatiker die Buchstaben l, m, n, r zusammen flüssige (liquidae) nannten, ist aus einem ganz richtigen Tongefühl hervor-

gegangen. Ein genaueres Hinhorchen läßt uns indeß bald wahrnehmen, daß m und n und dann wieder l und r (woran sich s schließt) zusammengehören. M, das fast ein Nasenvokal ist, stellen wir hinter bh, während sich n an das nasalirte g und in etwas anderer Aussprache sogar an dh anschließt. Der Uebergang von dem reinen a zum l ist aber gar leicht gewonnen; man höre nur auf den Klang des englischen all und lasse hierin a sich abschwächen; jedenfalls fängt mit l eine neue Lautreihe an. Daß dann r sich an l anschließt, wird Keiner bezweifeln. An r fügt sich ferner s etwa so wie w an u oder j an i. R und s gehen bekanntlich auch in den Wort- und Flexionsformen oft in einander über, sowie wieder s zu t werden kann. Das scharfe ß in „weißen" verhält sich ähnlich zu dem gelinderen s in „weisen", wie ch zu j oder f zu w. Man beobachte nur die verschiedenen Bewegungen, welche die Zunge macht, indem man vom deutschen s zum englischen th, dann zu t, th (etwa in Gotthold, vgl. kh in Burkhard) und zu d und dh übergeht. Gerade diese Beobachtung ist nicht schwierig. Dann wird man auch einsehen, warum im sanskritischen Alphabete auf die Zahnlaute द (da) und ध (dha) endlich noch न (na), sowie auf die Kopflaute ड (ḍa) und ढ (ḍha) ण (ṇa) folgen kann. Diese Laute gehören ebenso zusammen wie die Lippenlaute ब (ba) भ (bha) und म (ma).

Zur Uebersicht stellen wir nun alle die wichtigsten Lautelemente, aus welchen die menschlichen Sprachen, wie aus ihrem Baumaterial, ihre Silben und Wörter bilden, in der folgenden Figur zusammen und bemerken, daß n̈ das nasale n (das griechische γ vor K-Lauten) und all, wie schon angedeutet wurde, einen Laut bezeichnen soll, der den meisten Lesern wol schon aus den englischen Stunden bekannt sein wird.

Man möge nun selbst, indem man die drei Lautreihen von a aus verfolgt, auf die bei der Lautbildung mitwirkenden Sprachorgane achten und man wird sie leicht als verschieden erkennen. Man wird ferner auch die durch die dreimal drei Verbindungsstriche, deren Zahl nach jeder Richtung eigentlich auf zehn hätte vermehrt werden müssen, angedeuteten Uebergangspunkte bemerken; denn auch in der Gliederung der Sprachlaute geht es ähnlich zu, wie in der Reihe der musikalischen Töne. Die Zahl der Laute ist weit größer, als daß sie sich mit den Buchstaben einer einzigen Sprache bezeichnen ließen, weshalb wir auch gegen Ende unseres Büchleins noch eine andere Bezeichnungsart versuchen wollen. Wenn ein ganzes Volk nicht k sprechen kann (s. S. 9)

und dafür t sagt, so spricht es auch das t nicht rein, und der von ihm artikulirte Laut ist eigentlich auf dem t und k verbindenden Striche anzubringen. So würde sich in unser Lautdreieck noch eine ganze Anzahl von dergleichen Mischlauten eintragen lassen. Wir wollen uns aber mit solchen Lauten jetzt nicht weiter befassen, sondern vor Allem darauf aufmerksam machen, daß es gilt, gewisse Grenzlaute aufzufinden, welche in ähnlicher Weise Haltepunkte und feste Sprossen auf dieser langen Laut=Stufenleiter bilden, wie die Notenskala in der unendlichen Reihe der Töne. Wir lassen b auf p, d auf t, g auf k folgen; aber zwischen diesen Lauten stehen z. B. im Dessauer Dialekte gewisse unklare Konsonantenlaute mitten inne, so daß man z. B. Kreis in eben demselben Grade zu weich, wie Greis im meißnischen Dialekte zu hart aussprechen hört. Auch die sogenannten mouillirten oder erweichten Laute fehlen in den obigen Reihen; sie sind aber auch keine Zwischenlaute, welche sich irgendwo einschieben ließen, sondern Lautverbindungen, in denen

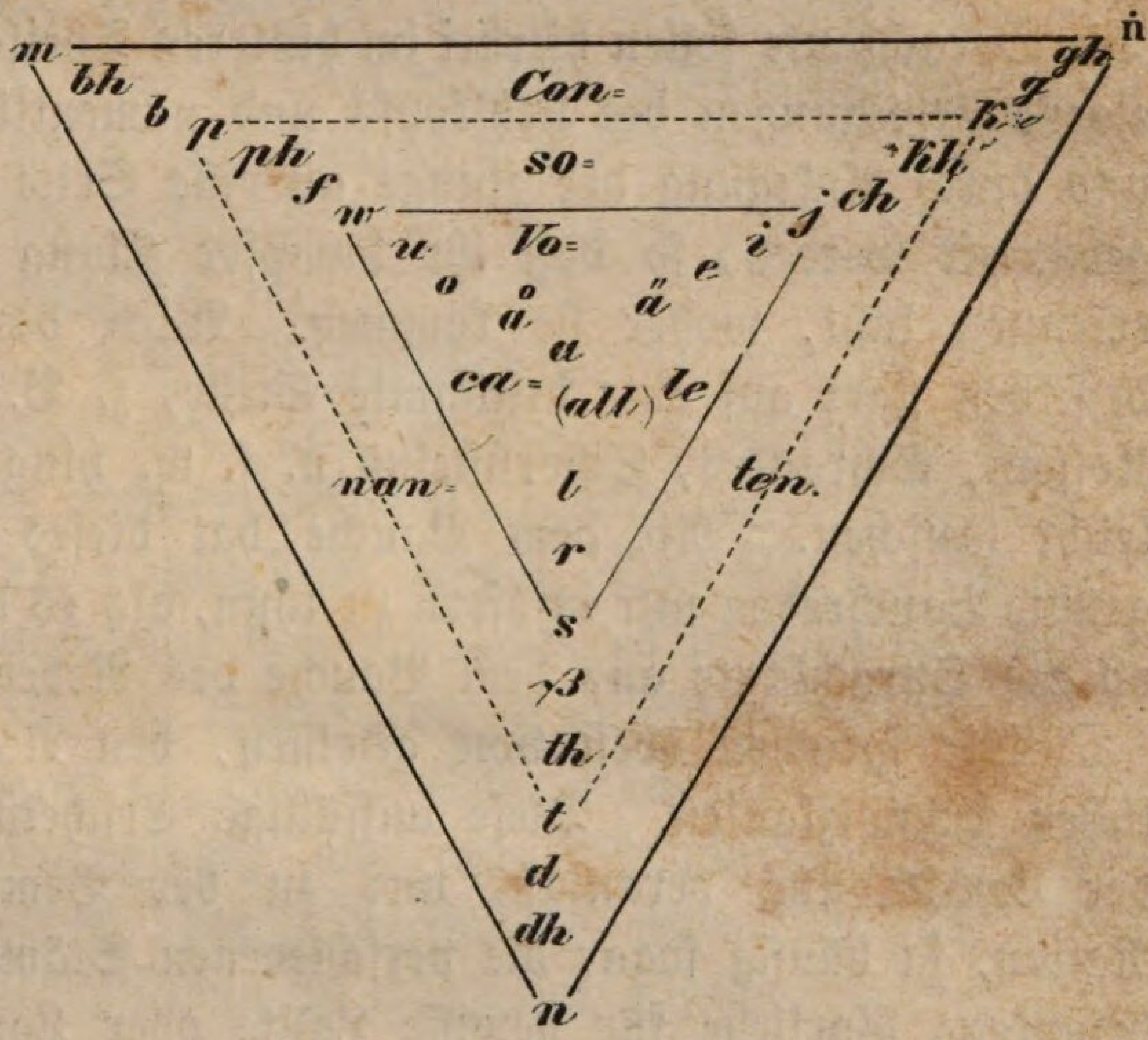


Fig. 3.

also eine Mischung der Artikulation eingetreten ist. Eben daraus erklären sich auch die mannichfachen Abänderungen der Aussprache, denen solche Laute, wie das böhmische ř (fast rs), neben ž, š und č u. s. w., ausgesetzt gewesen sind. Wo eine Mischung stattfindet, giebt es stets wenigstens zwei Stoffe (hier Laute), aus denen gemischt wird. Natürlich läßt sich dann auch das Verhältniß, nach welchem man die einzelnen Bestandtheile zusammenmischt, leicht ändern. Man achte nur einmal darauf, wie verschieden in einer vollen Schulklasse das englische th, oder selbst das deutsche z, x, s oder r ausgesprochen wird. Es giebt immer Einzelne, welche der richtigen Artikulation etwas Fremdartiges beimischen.

Auf die nähere Untersuchung solcher Wahrnehmungen, sowie überhaupt auf eine vollständige Betrachtung der Lautbildung, können wir indeß hier unmöglich eingehen. Wir bemerken nur noch, daß ausnahmsweise auch gewisse Laute während des Einathmens hervorgebracht werden, wie dies die Vögel bei ihrem Gesange thun. So hört man z. B. bei hastigem Sprechen Versuche, „ja", „nun" u. s. w. auf diese Weise zu artikuliren. Hierher gehören auch die merkwürdigen Schnalzlaute (englisch clicks) der Negersprachen und überhaupt gewisse Einathmungsgeräusche des Zungen- und Zahngebietes, welche meist roh, fast thierisch klingen.

Auch des sogenannten Bauchredens wollen wir hier gedenken. Die Sprachlaute sollen hierbei im hinteren Theile der Mundhöhle durch eigene Bewegungen des Kehlkopfs und namentlich am Gaumen gebildet und durch Anlegung der Zunge an eine Seite der Zähne und Backen gedämpft werden, so daß ihr dumpfer Klang den Hörer nicht recht erkennen läßt, woher sie kommen. Wird dann die Aufmerksamkeit desselben stark auf eine bestimmte Stelle, z. B. auf das Innere eines Koffers, Schrankes, Schornsteins u. s. w. hingelenkt, so läßt er sich leicht täuschen. Mit dem Bauche hat dieses schon in ältester Zeit geübte Bauchreden nur insofern zu thun, als es den Anschein hat, als ob die Sprachlaute aus dem Bauche des Redenden hervorkämen.

Wir sprachen oben von gewissen, den Negersprachen eigenthümlichen Schnalzlauten. Diese auffällige Erscheinung auf dem Gebiete der Lautbildung veranlaßt uns zu der Bemerkung, daß fast jede Nation, ja häufig sogar die verschiedenen Stämme eines Volkes, eine besondere Vorliebe für gewisse Laute oder Lautverbindungen haben. „Als ich nach Cochin-China kam", berichtet ein Missionär, „und die Eingeborenen, besonders die Weiber, sprechen hörte, glaubte ich Vogelgezwitscher zu hören, und ich gab alle Hoffnung auf, eine solche Sprache jemals zu erlernen." Manche Völker haben eine besondere Vorliebe für harte Kehllaute; andere, wie z. B. die Slaven, lieben schwere Zischlautverbindungen. Es ist wol möglich, daß im Laufe der Jahrhunderte sich gewisse äußere Spuren solcher einseitigen Artikulation an den Sprachorganen zeigen; indessen dürfte es einem Anatomen doch wol schwer fallen, die Sprachwerkzeuge eines auf der Ebene wohnenden Norddeutschen von denen eines Tyrolers oder schweizerischen Alpenhirten zu unterscheiden.

Das Lautdenken oder die Sprache.

Jenes merkwürdige Instrument, auf welchem wir Menschen spielen, indem wir sprechen, haben wir nun etwas näher betrachtet; noch genauer mag es der Physiolog zergliedern. Auch die wichtigsten Sprachlaute haben wir gleichsam als die Haupttöne dieses Instrumentes kennen gelernt. Nun gehen wir aber einen Schritt weiter und denken nach über jenes wunderbare Spiel, zu dem wir diese Lautskala mit ihrer dreifachen Gliederung benutzen; wir denken an die unendliche Mannichfaltigkeit von artikulirten Tönen, die seit der Urzeit aus dem Menschenmunde erklungen sind, und indem wir denken, fassen wir selbst unser Denken in Worte, wir gebrauchen jenes geheimnißvolle Mittel, durch das wir laut denken und zugleich dem körperlichen Laute einen geistigen Sinn geben: wir gebrauchen die Sprache, die großartigste Schöpfung des Menschengeistes.

Eine Schöpfung des Menschengeistes nennen wir die Sprache, denn sie ist uns weder angeboren, noch im Paradiese offenbart worden. Eine uns zugleich mit den oben betrachteten Organen angeborene Sprache würde uns den Thieren gleichgestellt haben. Das Thier giebt allerdings gewisse Empfindungslaute von sich, aber es ist nicht im Stande, dieselben nach freiem Willen zu artikuliren; es ist seinem Instinkte streng unterworfen, und so kommt es, daß das Schaf noch heute ebenso blökt, die Wachtel noch ebenso schlägt, wie vor Jahrtausenden, daß also auch eine Fortentwickelung der Thiersprache undenkbar ist. Den Klängen und Artikulationsversuchen thierischer Organe können beim Menschen nur Interjektionen, die Ausbrüche leiblicher Empfindungen, Aufjauchzen der Freude, das Wimmern, Stöhnen, Heulen u. s. w., an die Seite gestellt werden. Alle diese Empfindungslaute gehören aber eben so wenig zur wahren und echten Menschensprache, wie jene Versuche einiger mit feineren Stimmorganen versehenen Thiere, die menschliche Sprache in ihrem sinnlichen Klange, natürlich ohne jegliches Verständniß des Gedankens, nachzuahmen, eigentlich zur Sprache der Thiere gehören. Daß dieses Nachahmungstalent sich in den Vögeln bisweilen auf eine bewundernswerthe Weise entwickelt, dazu haben A. und K. Müller in ihrem höchst anziehenden Aufsatze über die „Sprache der Vögel" (s. Welt der Jugend, siebentes Bändchen) sehr interessante Beispiele angeführt. Aber eine eigentliche Sprache im engeren Sinne

des Wortes kann man die mancherlei Töne, Gefühlsäußerungen und Zeichen, wodurch sich die Thiere, und zwar nur die von gleicher Gattung, gegenseitig verstehen, nicht nennen, wenn schon der Franzose Dupont 11 Wörter aus der Tauben-, 11 aus der Hühner-, 33 aus der Hunde-, 14 aus der Katzen-, 22 aus der Rindersprache verstanden haben will. So viel steht jedenfalls fest, daß uns Menschen die Sprache nicht in derselben Weise vom Uranfang angeboren sein kann, wie den Thieren zugleich mit ihren Organen die Fähigkeit von der Natur verliehen ist, ihre Triebe, Empfindungen u. s. w. einander mitzutheilen.

Es ist aber nun zweitens die Frage aufzuwerfen, ob nicht der allweise und allgütige Gott die Sprache den neu erschaffenen Menschen offenbart, ob er nicht, wie dem menschlichen Leibe seine Organe, ebenso unserem Geiste dieses herrlichste Organ der Gedankenmittheilung verliehen haben könne. Wäre nun aber die Sprache von Gott offenbart worden, so hätte sie ursprünglich vollkommen sein müssen und sie wäre dann allmälig von dieser Höhe der Vollkommenheit herabgesunken. Man könnte dies wahrscheinlich finden, wenn man sich z. B. die modernen romanischen Sprachen (also Italienisch, Französisch, Spanisch u. s. w.) als verschlechtertes Latein denken wollte. Dennoch zwingen uns viele Gründe zu der Behauptung, daß die Sprache uns weder angeboren noch offenbart sein kann.

Unsere Sprache unterscheidet sich zunächst wesentlich von jeder Art thierischer Laute, durch welche allerdings auch eine niedere Art geistigen Verkehrs zwischen den Thieren vermittelt wird. (Siehe S. 13.) Manche Thiere bringen einzelne menschliche Laute durch einen gewissen Instinkt der Nachahmung ganz wie der Mensch selbst hervor; dieser weiß sie aber reicher und allseitiger zu entwickeln. Dieses regelmäßige Entfalten der Laute nennen wir eben gliedern, artikuliren, und die Menschensprache erscheint als eine nach freiem Willen und in unendlicher Mannichfaltigkeit gegliederte; diese Lautgliederung hängt auch von dem aufrechten Gang und Stand des Menschen ab. Die Reihe und das Maß dieser Laute ist von der Natur eben so nothwendig bedingt, wie die Tonleiter in der Musik oder die Folge und Abstufung der Farben in der Optik; den diese Laute beherrschenden, vom allweisen Schöpfer festbestimmten Gesetzen kann nichts genommen, nichts hinzugethan werden.

Von Entstehung der Sprache und der Ursprache.

Was wir nun eben bereits andeuteten, wiederholen wir nochmals in klaren Worten. Gott hat dem Menschen zu Anfang nicht etwa eine vollkommene Sprache offenbart; er hat in seiner Gnade und Allweisheit ihm einen unsterblichen Geist verliehen.

Wir wandelten zu Anfang zusammen durch einen großen Wald. Das Wild im Walde nimmt hier eben so gut alle Gegenstände, die es umgeben, wahr, wie wir selbst, aber es beharrt bei diesen Wahrnehmungen wie bei einem rohen Stoffe, der noch keine Form gewinnen kann, etwa so wie wir, wenn uns die Mittagssonne auf den Rücken brennt, unwillkürlich — und ohne ein Wort zu sagen — den Schatten suchen. Nun denke dir aber, mein lieber junger Freund, daß du aus einem Eichenwalde in ein Birkenwäldchen trittst. Auch das Reh nimmt gewiß die Birken eben so gut wahr wie du, es blickt vielleicht noch schärfer um sich; aber was thust du, wenn du nicht ganz bewußtlos dahin wandelst? Du vergleichst, suchst die einzelnen Merkmale der wahrgenommenen Bäume auf, findest bald sehr wesentliche Unterschiede, kurz du bildest in dir eine Anschauung von der Eiche und Birke. Durch wiederholte Wahrnehmungen wird diese Anschauung in dir immer lebhafter, immer thätiger. Der Stoff, den du zunächst durch deine Sinne in dir aufgenommen hast, will nun eine Form gewinnen, du thust einen gewaltigen Schritt weiter, einen Schritt, den kein Thier dir nachzumachen vermag, du stellst dir jetzt, ganz abgesehen von den einzelnen wahrgenommenen Eichen oder Birken, eine Eiche oder Birke vor. Indem du dir aber eine Vorstellung bildest, willst du sie auch gleich im Laute, im Worte festhalten. Zu der Sprachbildung gehört also Zweierlei: die in uns gebildete, zur Klarheit entwickelte Vorstellung als der geistige Theil und dazu gleichsam als Körper der Laut. Diese Urlaute sind uns allerdings angeboren und durch die Sprachorgane bedingt. Eben wegen anderer Bildung dieser Organe können z. B. die uns sonst in mancher Beziehung ähnlichen Affen unsere Sprache nicht einmal nachahmen. Wenn aber auch die Grundlaute der Sprache für alle Menschen dieselben sind, so bemerkt man doch bald, daß dieselben bei den einzelnen Volksstämmen sich in eigenthümlicher Weise und mit besonderer Färbung entwickeln. Die indo-germanischen Sprachen haben z. B. im Allgemeinen

reine Laute, während bei den Semiten (im Hebräischen u. s. w.) heisere Kehl- und Nasenlaute vorherrschen. Auch mag die Ursprache sich in ihrer Lautentwicklung von den modernen Sprachen bedeutend unterschieden haben, während die der Wortbildung zu Grunde liegenden Vorstellungen schon damals in vielen Fällen mit den heutigen ganz übereinstimmten. E und O scheinen der Ursprache noch fremd gewesen zu sein. Auch alle Konsonanten-Verdoppelungen müssen der ältesten Sprache abgesprochen werden; sie sind erst allmälig durch Assimilation (Gleichmachung) verschiedener Konsonanten (etwa in der Weise, wie der Grieche tetymmai statt tetypmai, ollymi statt olnymi, der Lateiner stella statt sterula und sterla sagt) und sehr häufig aus anstoßendem i entsprungen. Ueber diese ältesten Sprachen der Menschheit haben seit etwa 30 Jahren die unermüdlichen Forschungen der großen Sprachkenner immer mehr Licht verbreitet. Wie der Zoolog aus einem einzigen Knochen eines vorsündflutlichen Ichthyosauros Schlüsse macht auf den Bau des ganzen Thierskeletts, so hat man aus einzelnen Wurzeln, die sich mit kluger Benutzung der in den arischen Sprachen vorkommenden Gestaltungen dieser Wurzel einer allen diesen Sprachen zu Grunde liegenden Ursprache zuschreiben ließen, den gesammten Bau dieser sich in die Nebel des Alterthums verlierenden Ursprache immer heller beleuchtet. Die vergleichende Sprachforschung findet in solcher Weise gleichsam ein verlorenes Buch der Geschichte des Menschengeschlechtes wieder auf und entfaltet einzelne Blätter desselben, welche Jahrtausende lang fest auf einander gelegen haben, vor unsern staunenden Blicken. Wenn man in neuester Zeit jede scheinbar auch noch so unbedeutende Reliquie aus dem Kulturleben der Menschheit in der vorgeschichtlichen Zeit mit dem größten Interesse aufsucht und prüft, so fühlen wir uns zu der Betrachtung der Sprache auf ihrer ersten Entwickelungsstufe eben so stark hingezogen. Man vermuthet z. B., daß alle Substantiva ursprünglich nur gewisse Eigenschaften der Dinge bezeichneten, also eigentlich Adjektiva sind. Welche Eigenschaft man, indem man sich eine Vorstellung von einem Gegenstand bildete, als besonders hervorstechend zur Bezeichnung desselben auswählte, ob man sich z. B. den Mond als Zeitmesser oder als Leuchte, ob man sich die Schlange als kriechend, sich verschlingend oder eng zusammendrückend dachte, das hing von der in einem Volksstamme vorwiegenden Anschauung ab. So wie eine eben verwelkte Blume, in gewisse Gase gebracht, ihre frische Farbe wieder annimmt, so beleben sich die langweilig und todt wie

in einem Herbarium zusammengehäuften Wörter eines Lexikons von Neuem, wenn ein Meister der Sprachvergleichung, ein Grimm, Pott, Bopp, Benfey, Max Müller u. s. w., sie unter sein Mikroskop legt, und das Wörterbuch wird auf einmal zur interessantesten Lektüre. Was aber von diesem Wörterbuch und seinen Wortwurzeln gilt, läßt sich in gleicher Weise von der Grammatik behaupten. Hier erforscht man mit noch größerer Mühe, aber immerfort gesteigertem Interesse, den Ursprung der gesammten Etymologie der Sprachen und erkennt dann erst recht, welche Sprachen zusammengehören, welche einander ganz fremd sind. Von selbst steigt keine Lehre, und wenn sie auch in die klarsten Worte gefaßt wäre, zu den Menschen hernieder. Ein inneres Lernen und Begreifen muß ihr immer entgegenkommen. Ihr lernt doch wahrlich Latein nicht etwa dadurch, daß ihr Formen, wie amo, amas, amat u. s. w., gedankenlos in's Gedächtniß aufnehmt, ihr müßt auch jeden Augenblick vernünftig thätig sein und vor Allem euch der Muttersprache in allen ihren Formen recht bewußt werden, um dann auch die fremden Formen zu erfassen. In das innere Gewebe der Sprache muß man einzudringen suchen, jede Worterscheinung muß uns interessiren, und zwar ganz besonders die sogenannten unregelmäßigen Formen, weil in ihnen gewöhnlich Trümmer aus dem ältern Bau der Sprache stehen geblieben sind. Das griechische esti (im Sanskrit asti), er ist, zeigt die regelmäßige alte Form weit ungetrübter, als typtei, er schlägt, oder gar timâ, er ehrt. In unseren Formen „er schläg-t, er ehr-t" erkennt man die dritte Person wieder deutlicher als im Französischen il bat, il honore. Auf dieser Bahn bringt schon ein Aneinanderhalten der beiden klassischen Sprachen vorwärts; nur mag man sich hüten, die lateinische Sprache als eine Tochter der griechischen, ja selbst das Französische allein als eine Tochter des Lateinischen anzusehen. Das Latein, wie es Cicero schrieb, gehört unter die todten Sprachen, aber selbst zu Cicero's Zeit sprach man in den Provinzen des großen Römerreichs schon lateinische Mundarten, die von der literarisch fein ausgebildeten Sprache Roms abwichen. Während sich die vollen Endungen und reinen Vokallaute der klassischen Sprache im Munde des Volkes immer mehr abschliffen und die Sprache lautlich verfiel, drangen aus den Volksdialekten immer mehr Formen in dieselbe ein, und das Spanische beweist z. B., daß man auch einmal sumus, sutis, sunt konjugirt hat, während doch schon ein tüchtiger Sextaner über

die mittlere dieser Formen erschrecken wird. Eine Muttersprache giebt es wohl, aber eigentlich keine Tochtersprache. Italienisch, Spanisch und Französisch sind nur jüngere Schwestern der Sprache des klassischen Roms. Ein Volk ändert überhaupt viel eher seine Gebräuche, seine Staatsverfassung, seine Kunst und selbst seine Religion, als seine Grammatik. Mundartliche Eigenthümlichkeiten treten wol nach und nach in den Vordergrund, die verwickelteren Lautverbindungen und namentlich die Endungen schleifen sich ab, und jede Sprache ist also auch, wie alles Irdische, dem Wechsel unterworfen; aber der gesammte grammatische Grundbau bleibt doch stehen.

Nach diesem Grundbau hat man nun alle Sprachen der Welt in gewisse Familien vertheilt.

Der Laut als Ausdruck des Gedankens.

Ehe wir aber auf diese Sprachfamilien näher eingehen, werfen wir die Frage auf, wie der Ton und Laut zum Ausdruck des Gedankens werden kann? Wie wurden Wurzeln, aus denen die Wörter hervorwuchsen, zu einer Bezeichnung von Begriffen? Wie kam man dazu, das Messen mit mâ, das Denken mit man, das Gehen mit gâ, das Stehen mit sthâ, das Sitzen mit sad, das Geben mit dâ, das Sterben mit mar auszudrücken?

Die geringe Anzahl von Wurzeln, die, wenn man die Wörter zergliedert, als die letzten Bestandtheile in den verschiedenen Sprachfamilien zurückbleiben, sind weder Empfindungslaute, noch Schall-Nachahmungen. Sie sind lautliche Grundtypen, welche durch eine der menschlichen Natur inwohnende Kraft hervorgebracht wurden. Der Mensch (im Sanskrit manudscha), der nicht nur so heißt, weil er denkt, sondern weil er denkt und spricht, der Mensch, dem der Schöpfer die Seele und damit die Kraft zu denken und die Sprachwerkzeuge, durch welche er seine in der Sprache erst lebendig werdenden Gedanken hörbar machen kann, als gleich kostbare Gaben verliehen hat, er war in seinem Urzustande nicht etwa wie die Thiere allein mit dem Vermögen begabt, seine Empfindungen durch Empfindungslaute oder Interjektionen und seine Wahrnehmungen durch Schall-Nachahmungen auszudrücken — wenngleich er Interjektionen und

gewisse Schall-Nachahmungen auch heute noch gelegentlich gebraucht —: er besaß weit mehr; er besaß das Vermögen, Dem, was er in und mit seinem Geiste erfaßt hatte, den aus seinen Anschauungen gewonnenen Vorstellungen, einen weit besser und feiner artikulirten Ausdruck zu geben. Es trieb ihn dazu ein gewisser Instinkt des Geistes. So weit, als die Sprache noch ein Erzeugniß dieses Instinktes ist, gehört sie gewissermaßen dem Reiche der Natur an. Jeder Vorstellung, sobald sie zum ersten Male bestimmt und klar durch das Gehirn drang, wurde fast unwillkürlich ein lautlicher Ausdruck verliehen. Die Zahl dieser lautlichen Grundtypen mag zu Anfang sehr groß gewesen sein, sie häuften sich zusammen wie die dicht gedrängten Beeren einer Weintraube. Aber wie es so häufig geschieht, daß nur einzelne Beeren sich zu voller Größe und Reife entwickeln, während andere klein bleiben oder ganz verkümmern, so erging es auch den lautlichen Grundtypen der Sprache. Viele wurden ausgeschieden und vergessen, und nur wenige oder gar nur ein einziger für einen bestimmten Begriff beibehalten. Man kann dies eine Auslese von Wurzeln nennen, und aus einer solchen Auslese entwickelte sich die Sprache, wie köstlicher Wein von auserlesenen Trauben gewonnen wird. Aus dem menschlichen Denken und Empfinden emporsteigend, ihm sich anschmiegend und stetig mit ihm Schritt haltend, wurde die Sprache zu einem allgemeinen Gut und Erbe aller Menschen, das sich keinem versagt, dessen der Mensch gleich der Luft zum Athmen nicht entrathen kann, ein Erwerb, der uns zugleich leicht und schwer fällt; denn wer kann sich erdreisten, zu behaupten, daß er selbst seine Muttersprache vollständig besitze! Wie viele und fortwährende Uebung gehört aber erst dazu, um nur eine fremde Sprache vollkommen zu erlernen! Schon eine flüchtige Bekanntschaft mit einigen Sprachen läßt uns aber bald erkennen, daß gewisse Sprachen eine nähere Verwandtschaft zeigen, wie z. B. die deutsche und englische, andere sich wesentlich von einander unterscheiden, z. B. die polnische und deutsche, so daß auch ihre Erlernung weit schwieriger ist. Wir werden so von selbst zu der Frage veranlaßt, wie wol die Sprachen überhaupt einzutheilen und ob sie vielleicht in gewisse Familien zusammen zu gruppiren seien? Wenn sich solche Gruppen bilden ließen, so würden sich am Ende alle Sprachen der Welt trotz ihrer großen Zahl übersichtlich zusammenstellen lassen.

Eintheilung der Sprachen.

Wenn wir auch geneigt sein mögen, alle Sprachen aus den oben erwähnten, ihnen mehr oder weniger gemeinsamen Grundtypen und uranfänglichen Wurzeln, welche weder Empfindungslaute noch Schall-Nachahmungen (einige Ausnahmen abgerechnet) waren, herzuleiten, so muß es uns doch natürlich sehr auffällig erscheinen, daß sich eine so ungeheure Menge von Sprachen und Mundarten, wie sie gegenwärtig auf unserer Erde gesprochen werden, bilden konnte. Adelung und Vater haben die Zahl derselben 1817 auf 3064 berechnet. A. Balbi giebt als Zahl aller bekannten Sprachen 2000 an und weist in seinem ethnographischen, d. i. die Volksstämme der Erde zusammenstellenden, Atlas 860 Sprachen mit etwa 5000 Dialekten nach! Wollte man also nur die drei ersten Zahlwörter aus diesen Mundarten zusammenstellen, so würde dies schon 15,000 Wörter geben, eine Zahl, die sich aber in der Wirklichkeit doch sehr verkleinern würde. Man ist nämlich durch linguistische, die allgemeine Sprachwissenschaft fördernde Forschungen zu dem Ergebniß gelangt, daß die erwähnte große Menge von Sprachen sich schließlich doch in gewisse Gruppen zusammenstellen und auf wenige Sprachfamilien zurückführen läßt. Abgesehen von einigen noch nicht bestimmt genug erkannten oder wegen ihrer Rohheit kaum menschlich zu nennenden Sprachen pflegt man jetzt drei große Sprachreiche zu unterscheiden.

In dem ersten sind die Sprachen ihrem Bau nach isolirende, d. h. solche, welche aus einsilbigen, unveränderlichen Wurzeln bestehen. Die Wurzeln selbst sind hier Träger der Begriffe, ohne daß die verschiedenen Begriffsformen äußerlich an ihnen unterschieden würden. Tá, 大, heißt z. B. im Chinesischen groß, groß sein, Größe und sehr. Die Satzglieder sind deshalb auch in einer solchen isolirenden Sprache, wie die chinesische, nicht eigentliche ausgebildete Wörter, von Redetheilen, von Deklinationen und Konjugationen kann auch nicht die Rede sein. Da es nun aber auch im Chinesischen unumgänglich ist, die Beziehungen der Begriffe zu einander auszudrücken, so müssen dazu ebenfalls Wurzeln angewendet werden. Hierbei ist die Stellung dieser Wurzeln sehr bedeutungsvoll. Man könnte nun glauben, daß in einer Sprache, der unsere sämmtlichen grammatischen Formen —

also sämmtliche Mittel zur Bezeichnung der Rektion und Kongruenz im Satze — fehlen, der Gedanke keinen bestimmten Ausdruck gewinnen könnte. Diese Bestimmtheit des Ausdrucks ist indeß trotzdem im Chinesischen recht wohl zu erreichen. Wenn die Wurzel hier so zu sagen nackt auftritt, so gilt es hier allein, aus solchen unveränderlichen einsilbigen Wurzeln einen Satz aufzubauen, und eben deshalb ist die chinesische Grammatik fast nur Syntax oder Lehre der Zusammenordnung der Wortwurzeln.

Das zweite Reich umfaßt ferner diejenigen Sprachen, in welchen die Worte zum Zwecke des Gedankenausdrucks durch mancherlei innere Veränderungen und durch Flexion eine wechselnde Bedeutung erhalten. Wenn im Deutschen eine Wurzel michel, oder im Lateinischen mag, im Griechischen megal den Begriff der Größe, für welchen der Chinese nur die vieldeutige Wurzel tá besitzt, enthält, so heißt doch bekanntlich im Lateinischen mag-nus groß, mag-nitudo Größe, mage steckt in mage-volo, mavolo, mālo, ich will lieber; magis, mehr (daraus das französische mais), ist ein Adverb, mit dem wieder major, der größere, und maximus, der größte, zusammenhängt u. s. w.

Zwischen diesen zwei sich schroff gegenüber stehenden Sprachgruppen, zwischen der leicht beweglichen Flexion und der starren Isolirung der Wörter, liegt nun aber noch eine andere sprachliche Bildung, welche sich an einer großen Anzahl von Sprachen nachweisen läßt. Hier ist weder jene Wortstarrheit der isolirenden Sprachen, noch jene Biegsamkeit und Leichtigkeit der Formation, wie sie den Flexionssprachen zukommt, zu bemerken. Man nennt die Art und Weise, in welcher diese dritte Sprachfamilie die Wörter an einander fügt, Agglutination und die Sprachen selbst agglutinirende (gleichsam anleimende). Gewisse Wurzeln, welche die Beziehungen der Begriffe ausdrücken, fügen sich hier an die Begriffswurzeln selbst, und diese beiden Elemente verschmelzen zur Worteinheit.

Man kann die Sprachfamilien auch als Entwicklungsstufen der Sprachen auffassen. Die erste, auf welcher jede Wurzel ihre Selbständigkeit behauptet, so daß ein Wort und eine Wurzel äußerlich, der Form nach, gar nicht zu unterscheiden ist, kann man, da radix bekanntlich Wurzel heißt, die radikale Stufe nennen. Sie läßt sich am besten im Altchinesischen nachweisen und die zu ihr gehörigen Sprachen sind, wie schon oben gesagt wurde, die einsilbigen oder isolirenden genannt worden. Das neuere Chinesisch zeigt nämlich schon

ein Bestreben zur Agglutination. Jedes Wort fängt übrigens hier mit einem einfachen Konsonanten an und dabei fehlen noch die Konsonanten b, d und r.

An das Chinesische schließt sich eine Reihe anderer einsilbiger Sprachen an, wie das Anamitische, Cambodschische, Siamesische, Mon und Birmanische an. Im Anamitischen mit seiner merkwürdigen Mannichfaltigkeit der Betonungen heißt z. B. ba bà bâ bá, wenn die überaus schwierige Aussprache glücklich von Statten geht, „drei Damen (geben eine) Ohrfeige (dem) Günstling des Fürsten.“ Die hinterindischen Sprachen stehen durch das Tibetanische mit dem Drawidischen in Vorderindien in Verbindung. Sie zerfallen in zwei Abtheilungen und fangen, eben so wie die Himalayasprachen, schon an, die Einsilbigkeit mehr oder weniger aufzugeben.

Die zweite Stufe, auf welcher zwei oder mehrere Wurzeln zusammenwachsen, um ein Wort zu bilden, und zwar so, daß die eine ihre Selbständigkeit behauptet, während die andere zu einer bloßen Endung herabsinkt und unselbständig wird, hat man auch die terminationale, d. h. Endungen anfügende, genannt. Ihr gehören besonders die turanischen Sprachen an, und diese sind es eben, welche wir oben agglutinirende Sprachen nannten. Zu diesen turanischen Sprachen werden die jugro-tatarischen und die drawidischen gerechnet. Auch die amerikanischen zeigen den Charakter der agglutinirenden Sprachen. In einigen derselben kommen ganz eigenthümlich ausgesprochene Konsonanten vor, welche man platzende genannt hat und welche einige Aehnlichkeit mit den bereits oben erwähnten Schnalzlauten der Hottentotten zeigen.

Was heißt nun aber diese Zusammenleimung oder Agglutination? Findet dieselbe nicht auch in Formen, wie je donner-ai, tu donner-as, il donner-a u. s. w., oder in „ich tödtete“, in denen ursprünglich am Ende ai (habe), as (hast), a (hat), oder that (ich that tödten) angefügt ist, statt? Darauf antworten wir, daß der wesentlichste Unterschied der turanischen Sprachen darin besteht, daß in ihnen jene angeleimten Silben, mittelst derer konjugirt und deklinirt wird, wieder weggenommen und gleichsam zerstückelt werden können. Obgleich die Endungen keineswegs immer ihre Bedeutung als selbständige Wörter behalten haben, so werden sie doch noch als die Bedeutung verändernde Silben und als Wortformen gefühlt, welche von den Wurzeln, denen sie angehängt sind, sich ganz unterscheiden. Wer denkt aber, wenn er

„tödtete" sagt, noch daran, daß in der Endung te „that" steckt? In den arischen Sprachen, von denen gleich noch mehr gesagt werden soll, wurde zu Zwecken der Deklination und Konjugation ursprünglich auch agglutinirt, aber die einzelnen Bestandtheile fingen bald an zusammen zu wachsen, so daß sie ein Wortganzes bildeten. Der Unterschied zwischen den arischen und turanischen Sprachen ist, wie der geistreiche Sprachforscher Max Müller sagt, mit dem zwischen guter und schlechter Mosaik zu vergleichen. An den turanischen Wörtern erkennt man noch ganz deutlich die Fugen und Ritzen, wo die kleinen Steine zusammengekittet sind, während es schon schwer fällt, einer griechischer Form, wie etwa philûsin, anzusehen, daß sie, je nachdem dieselbe „sie lieben" oder „den liebenden" bedeutet, aus vier oder fünf Elementen untrennbar zusammengewachsen ist. (Philûsin, sie lieben, ist nämlich eigentlich entstanden aus phil-e-o-nti(n); philûsin, den liebenden, aus phil-e-o-nt-si(n). Am Türkischen — um eine europäische agglutinirende Sprache zum Beispiel zu wählen — haben wir im Gegensatz dazu eine Sprache von ganz durchsichtigem Bau vor uns, mit einer Grammatik, in deren Werkstätte wir hineinblicken können wie in einen Bienenstock von Glas, in welchem die Zellen vor unsern Augen entstehen. Sev heißt hier z. B. lieben, sev-er, liebend, Lieb-er, einer der liebt; will nun der Türke konjugiren: ich lieb-e, du lieb-st, er lieb-t u. s. w., so sagt er: liebend-ich, liebend-du u. s. w.; sev-er-ler heißt z. B. sie lieben. Leimt er dir an, so wird das Verb kausativ, d. h. es drückt aus, daß Etwas gemacht, bewirkt wird. Da ferner mek den Infinitiv bezeichnet, so heißt sev-dir-mek lieben machen, faire aimer. Sogar die Negation me wird mit in das Verbum hineingeschoben, während doch bekanntlich im Deutschen wol „ungeliebt", aber nie „unlieben" gesagt werden kann. So heißt sev-dir-me-mek nicht lieben machen. Sollte auch das Wort, wie in der Form sev-isch-dir-il-me-mek, zu sechs Silben anwachsen, man hat doch jede Silbe noch so zu sagen handgreiflich vor sich und kann bald herausfinden, daß, wenn diese lange Form „zu gegenseitiger Liebe nicht veranlaßt werden" bedeutet, isch einander, il das Passivum bezeichnet. Ueberall bleiben die Fugen zwischen den einzelnen bedeutungsvollen Silben sichtbar; man sieht, wo sie aneinander gereiht und gefügt sind.

In den agglutinirenden Sprachen sehen wir also die Bestandtheile jedes Wortes noch klar vor uns; in den Flexionssprachen, z. B. in unserer deutschen Muttersprache, sind dagegen diese Elemente mehr

oder weniger in einander verschmolzen und dadurch unkenntlich geworden, wie die Abstammung des Wortes Element selbst von l, m, n dem flüchtigen Beobachter entgeht. Wir stellen dem türkischen sevmek ein paar deutsche Zeitwortsformen gegenüber. Für unsere heutige Form „binden" gab es im Altdeutschen noch die Formen pint-a-mês, Konjunktiv pint-ê-mês (wir binden und wir mögen binden), pint-a-nt, Konjunktiv pint-ê-n (sie binden und sie mögen binden), Infinitiv pint-an (binden). In der Form „binden" sind also fünf alte Formen gleichsam zusammengebunden. Betrachte ich dann weitere Formen, z. B. ich band, wir banden (eigentlich pant und pantumês), gebunden (puntanêr), so sehe ich, daß sich der ganze Körper des Wortes nach den Zeiten, dem Modus, der Person und dem Numerus ändert. Allerdings mag ich auch in einer solchen Flexionssprache einer Form, wie pint-a-mês, noch recht wohl ansehen, daß mês wir bezeichnen soll, wie das griechische typtomes (dorisch für typtomen) „wir schlagen", das lateinische vincīmŭs mit nur wenig veränderter Endung „wir binden" heißt. Aber angeleimt ist dieses mes nicht; man kann es auch nicht ablösen und ohne Weiteres statt wir (lat. nos, gr. hemeîs) gebrauchen. Wir ist schon eine altdeutsche Form. Eine energische Kraft hat hier das unlösbare Ganze, Wort genannt, gebildet. Auch an der Deklination der Substantiva läßt sich Aehnliches nachweisen. Der Nominativ ist eigentlich kein Kasus, er bezeichnet kein Verhältniß, sondern nennt nur den Gegenstand. Aber eben dieses Hinweisen auf denselben wurde durch das demonstrative sa bezeichnet, das sich zu s verkürzt. So wie man dieses Nominativ-s im Griechischen und Lateinischen häufig findet, so hieß auch der Tag im Gothischen dags, der Gast gasts, der Fisch fisks. Wer fühlte aber später diese Grundbedeutung des s noch heraus? Eben so erging es gewissen angehängten Partikeln (Postpositionen), mit denen man die eigentlichen Casus bezeichnet. Das Verbum und Nomen zeigt also bei den Flexionssprachen in seinen Formen weit weniger Beziehungen an als bei einer agglutinirenden Sprache, und zwar in den neuern Sprachen noch weniger und unmerklicher als in den ältesten, auf die wir nun zunächst einen Blick werfen wollen.

Die Flexionssprachen.

1. Die semitische Sprachfamilie.

Die semitische Sprachfamilie hat ihren Namen aus dem Grunde erhalten, weil allerdings die meisten Völker, deren Sprache unter diese Familie fällt, dem semitischen Stamme angehören. In strengem Sinne ist jedoch jene Bezeichnung nicht ganz richtig. Einerseits giebt es Völker, die, ohne semitischer Abkunft zu sein, doch eine derartige Sprache reden, — man denke nur an das Phönizische der Kanaaniter, welche (nach der Bibel) gar nicht von Sem abstammen, vielmehr auf Ham zurückgeführt werden; — andererseits zählt die semitische Rasse gewisse Völkerschaften, wie die Elamiter und Elymäer, welche, ursprünglich am Persischen Meerbusen wohnend, eine Sprache redeten, die sich noch nicht als semitisch erwiesen hat. Mit Rücksicht hierauf ist von mancher Seite vorgeschlagen, diese ganze Sprachfamilie die syro-arabische zu nennen, weil diese Bezeichnung alle die Sprachen umfaßt, welche von den Küsten Phöniziens bis zum äußersten Ende der arabischen Halbinsel, also in Palästina, Phönizien, Syrien, Mesopotamien, Assyrien, Babylonien und Arabien gesprochen werden oder einst gesprochen wurden; denn viele von ihnen sind längst todte Sprachen.

Zu der semitischen Familie gehört nun vor Allem das Hebräische als ein Stamm der kanaanitischen Sprachfamilie, gewissermaßen die Mitte haltend zwischen dem Arabischen und Aramäischen. Letzteres wurde im Alterthum in Syrien, Babylonien und Mesopotamien gesprochen und zerfiel in das Westaramäische (Syrische) und Ostaramäische (Chaldäische). Wir können nicht voraussetzen, daß unseren Lesern die Schriftzeichen des Hebräischen, dieser für uns mit Rücksicht auf die Bibel besonders wichtigen semitischen Sprache, durchweg bekannt sein werden, und stellen sie daher nebst ihren Namen, ihrer Aussprache und ihren Zahlwerthen zusammen:

Hebräisches Alphabet.

Form. (a. E. = am Ende).	Name.	Aussprache und Bedeutung.	Zahlwerth.
א	Aleph	Leiser Hauch, Spiritus lenis	1
ב	Beth	b, bh	2
ג	Gimel	g, gh	3
ד	Daleth	d, dh	4
ה	He	h	5
ו	Waw	w	6
ז	Zajin	z, gelindes s	7
ח	Cheth	ch, starker Kehlhauch	8
ט	Teth	t (am Hintergaumen stark zu artikuliren)	9
י	Jod	j	10
כ, a. E. ך	Caph	k, ch	20
ל	Lamed	l	30
מ, a. E. ם	Mem	m	40
נ, a. E. ן	Nun	n	50
ס	Samech	s	60
ע	Ajin	eigenthümlicher Kehlhauch	70
פ, a. E. ף	Pe	p, ph	80
צ, a. E. ץ	Ssade	ç (starkes, am Hintergaumen hervorgebrachtes s)	90
ק	Qôph (Koph)	q	100
ר	Resch	r	200
שׂ und שׁ	Sin, Schin	s, sch	300
ת	Tau	t, th	400

Die Zahlen 500 bis 900 bezeichnen Einige durch die fünf Endbuchstaben; א̈ heißt 1000, ב̈ 2000 u. s. w.

Man liest von der Rechten zur Linken. Auch wird man bemerkt haben, daß das Alphabet, wie alle echt semitischen Alphabete, nur aus Konsonanten besteht. Von den Vokalen werden nur die gedehnteren, und auch diese nicht immer, durch gewisse stellvertretende Konsonanten ausgedrückt. Unter den Konsonanten, welche überhaupt den Kern und Körper der semitischen Sprachen bilden, wird man hier, sowie später, vielen Kehlhauchen begegnen. Die Wortstämme bestehen aus drei Konsonanten. Im Verbum findet man nur zwei Zeitformen, im Nomen nur zwei Geschlechter; beim Fürwort werden die abhängigen Fälle durch angehängte Formen, sogenannte Suffixa, bezeichnet. Zusammengesetzte Wörter giebt es in den semitischen Sprachen fast gar nicht, und die Syntax zeigt meist nur ein einfaches Aneinanderreihen ohne künstlichen periodischen Satzbau.

Mit dem Hebräischen nahe verwandt ist das Phönizische oder Punische, von dem sich nur Bruchstücke, unter Anderem bei dem römischen Lustspieldichter Plautus, erhalten haben. Natürlich hatten die als Seefahrer und Kaufleute schon in uralter Zeit berühmten Phönizier ihre Sprache auch in ihre zahlreichen Kolonien, namentlich nach Karthago verpflanzt, wo sich dieselbe jedoch mit der Zeit etwas umgestaltet haben mag.

Ein wichtiger Zweig des semitischen Sprachstammes ist ferner das bereits erwähnte Aramäische im Norden und Nordosten. Es heißt Syrisch in jener Gestalt, welche ihm in der christlich-aramäischen Literatur eigen ist, Chaldäisch dagegen in derjenigen Entwicklung, welche uns die jüdisch-aramäischen Schriften mit mehr oder weniger hebräischer Färbung bieten. So ist z. B. im Bibel-Chaldäischen um 550 vor Christus das Buch Esra abgefaßt worden. In dem Targumisch-Chaldäischen dagegen sind die sogenannten Targums, erläuternde Umschreibungen des Bibeltextes, geschrieben. Ferner findet man das Syro-Chaldäische in den beiden großen rabbinischen Schriften Talmud (von Jerusalem und Babylon); in Babylonien hatte sich nämlich diese Volkssprache ausgebildet. Endlich gehört zum Aramäischen noch das dem Stamme Ephraim eigenthümliche Samaritanische, ein mit hebräischen Formen gemischtes Aramäisch, während sich die Inschriften der Sinai-Halbinsel mehr dem Arabischen nähern. Die sogenannte heidnisch-aramäische Sprache wurde von den alten Nabatäern und Sabäern gesprochen. Das Palmyranische, wie man es noch auf Inschriften zu Palmyra antrifft, gleicht mit geringen Ab-

weichungen dem Syrischen, welches namentlich in der Gegend von Edessa und Nisib gesprochen wurde und noch im Vulgär-Syrischen fortlebt.

Ehe wir das Arabische selbst näher betrachten, gedenken wir eines uralten Südarabisch, eines aus Yemen in Arabien verdrängten Dialekts, der uns nur aus einigen Inschriften bekannt ist. Zu dieser, das Himjaritische genannten, Sprachart steht in engster Beziehung das Aethiopische, die Geez-Sprache, die alte Sprache von Habesch oder Abyssinien, wo gegenwärtig das Amharische Volkssprache ist. Das Aethiopische hat ganz eigenthümliche, öfter fast an lateinische Formen erinnernde Schriftzüge; z. B. መ, ma; ቀ, qa; ተ, ta; ወ, wa u. s. w. Es lebt nur noch in neueren Mundarten (Tigre und Amharisch) fort. Das Amharische hat sieben Charaktere mehr als das Aethiopische. Sie sind wie das ganze Alphabet syllabarisch, nämlich Schaat lautet in der Form ሸ scha, ሹ ist = schu u. s. w. Ebenso wird aus Tjawi in der Form ቸ (tja) durch Hinzufügung eines kleinen Zeichens in der Mitte rechts ቹ tju, ቺ ist tji, ቻ tjâ, ቼ tje u. s. w. Die andern fünf dem Amharischen eigenthümlichen Charaktere sind: Gnahas ኘ (gna; wie sind also ኙ und ኚ auszuzusprechen?) Chaf ኸ, cha; Jai ዠ, ja (französisch auszusprechen); Djent ጀ dja und Tschait ጨ, tscha. Das Aethiopische und Amharische wird von der Linken zur Rechten gelesen. Wenn sakaja, anklagen, geschrieben wird ሰኸየ, so bezeichnet also das dem großen P im Lateinischen gleichende Zeichen die Silbe ja und man wird sofort einsehen, daß ዩ wieder ju, ያ jâ ist.

Doch wir können uns nicht in amharische Lesestudien vertiefen, zumal wir noch die wichtigste semitische Sprache zu betrachten haben. Es ist das noch heute, namentlich durch den Einfluß des Koran, fast über den ganzen Orient verbreitete Arabische, eine der reichsten, gebildetsten und merkwürdigsten Sprachen der Welt. Ueberall, wo die Araber ihre Herrschaft begründeten, hat auch das Arabische die einheimische Sprache verdrängt. Ursprünglich hatte es seinen Sitz im Süden des semitischen Sprachgebiets. Das arabische Alphabet, das ehemals aus der syrischen Sprache entlehnt wurde und folglich von dem Alt-Phönizischen abstammt, ist von den meisten Völkern, welche der Islam mit dieser Schrift bekannt gemacht hat, z. B. von den Türken und Malayen, sogar auch von den Hindu und Persern angenommen worden. Wir halten es eben deshalb für passend, die Schriftzeichen dieser wichtigsten lebenden semitischen Sprache vollständig zusammenzustellen.

Arabisches Alphabet.

Benennung.	Bedeutung.	Figur.				Zahlwerth.
		I.	II.	III.	IV.	
1. Elif	Spiritus lenis	ا	ا	ـا	ـا	1
2. Bê	b	ب	بـ	ـبـ	ـب	2
3. Tê	t	ت	تـ	ـتـ	ـت	400
4. Tsê (T̲ê)	(dem engl. th ähnlich)	ث	ثـ	ـثـ	ـث	500
5. Dschîm	dsch	ج	جـ	ـجـ	ـج	3
6. Hhâ	hh, ḥ	ح	حـ	ـحـ	ـح	8
7. Châ (Ḫâ)	(dem deutschen ch ähnlich)	خ	خـ	ـخـ	ـخ	600
8. Dâl	d	د	د	ـد	ـد	4
9. Dsâl	dh, dem weichen engl. th ähnlich	ذ	ذ	ـذ	ـذ	700
10. Rê	r	ر	ر	ـر ـر	ـر ـر	200
11. Żê	z	ز	ز	ـز	ـز ـز	7
12. Sîn	s	س	سـ	ـسـ	ـس	60
13. Schîn	sch	ش	شـ	ـشـ	ـش	300
14. Ssâd	ss	ص	صـ	ـصـ	ـص	90
15. Dhad	dd, ḍ	ض	ضـ	ـضـ	ـض	800
16. Thâ	tt, ṭ	ط	طـ	ـطـ	ـط	9
17. Thsâ	ths, tz	ظ	ظـ	ـظـ	ـظ	900
18. Aïn	(eine Art Kehlhauch)	ع	عـ	ـعـ	ـع	70
19. Ghaïn	gh	غ	غـ	ـغـ	ـغ	1000
20. Fê	f	ف	فـ	ـفـ	ـف	80

Benennung.	Bedeutung.	Figur.				Zahlwerth.
		I.	II.	III.	IV.	
21. Qâf	q̣ (hartes k)	ق	ﻗ	ﻘ	ﻖ	100
22. Kêf	k (weich)	ك	ﻛ ﻛ	ﻜ ﻜ	ﻚ	20
23. Lâm	l	ل	ﻟ	ﻠ	ﻞ	30
24. Mîm	m	م	ﻣ	ﻤ	ﻢ	40
25. Nûn	n	ن	ﻧ	ﻨ	ﻦ	50
26. Hê	h	ه ة	ﻫ	ﻬ	ﻪ	5
27. Wâw	w, u	و	و	ﻮ	ﻮ	6
28. Jê	j, i	ى	ﻳ	ﻴ	ﻰ	10
(Lâm-elif	lâ	ﻻ	ﻻ	ﻼ	ﻼ)	

Bemerkungen.

In der mit I. überschriebenen Spalte sind die Figuren der nicht anschließenden, alleinstehenden Buchstaben angegeben. Unter II. stehen die Figuren der Buchstaben, wie sie zu Anfang der Wörter, also nach links anschließend, aussehen. III. enthält die nach beiden Seiten anschließenden, also in der Mitte der Wörter stehenden Buchstaben. IV. die am Ende der Wörter stehenden, also nur rechts anschließenden. Die Araber gebrauchten in früherer Zeit allerdings eben so wie die übrigen Völker des Morgenlandes und wie die Griechen ihre Buchstaben auch als Zahlzeichen, nahmen aber später zehn indische Ziffern an, welche wir jetzt zwar gewöhnlich arabische nennen, die aber keineswegs aus Arabien stammen. Diese Ziffern sind folgende: ١ ٢ ٣ ٤ ٥ ٦ ٧ ٨ ٩ ٠. Die drei ersten stehen hier in ihren Formen in viel engeren Zusammenhang als unsere 1, 2 und 3. Die arabische ٢ und ٣ sind gleichsam um eine halbe Wendung gedreht. Die 4 erscheint im Arabischen gleichsam im Spiegel gesehen. Die ٦ (6) steht in enger Beziehung zur 2, als umgekehrt gestellt. Uebrigens werden die Zahlen, wie alle arabische Schrift, von der Rechten zur Linken geschrieben, also 6 Einer, 6 Zehner, 8 Hunderte, 1 Tausend: ١٨٦٦.

Alle semitischen Sprachen sind unter sich sehr nahe verwandt, viel näher als die indo=germanischen unter einander. Die Wurzeln sind zweisilbig. Wenn sie früher auch einsilbig waren, so ist doch dieser ursprüngliche Monosyllabismus fast vollständig verschwunden. Die Vokale sind unbestimmt, nur die Konsonanten werden, wie im Hebräischen, geschrieben; man fügt aber nach bestimmten Regeln gewissen Konsonanten Vokalbuchstaben, bestimmte Vokalzeichen, zu. So setzt das Syrische diakritische Punkte, das Hebräische hat über, in und unter den Konsonanten gewisse Zeichen für die Vokale. Für den A-Laut hat es das Qameç ◌ָ, z. B. יָד, jād (Hand), und das Patach ◌ַ, z. B. בַּת, băth (Tochter). Aus dem a ist in manchen Fällen das Sĕgôl ◌ֶ hervorgegangen: z. B. יֶדְכֶם jĕd chèm (eure Hand). Für den I-Laut ist das Chîrĕq longum ◌ִי und Chîrĕq breve vorhanden; das Çerê ◌ֵ mit oder ohne Jod lautet wie ein langes a, das Sûrĕq וּ wie ū, das Qibbûç ◌ֻ wie ŭ. Das Chōlĕm, z. B. in קוֹל, qôl (Stimme), ist gleich unserm ô, und das Qamĕç-chacûph, ◌ָ, = ô. Die Vokalzeichen stehen in der Regel unter den Konsonanten. Das Arabische aber setzt ◌َ (a, ä, ĕ), ◌ِ (i, ĕ), ◌ُ (u, o). Am Ende der Hauptwörter werden diese Vokale häufig doppelt geschrieben und sie lauten dann ◌ٌ un, ◌ٍ in, ◌ً an. Diese Bezeichnung heißt, weil immer ein n (Nun) auf den Vokal folgt, Nunation. Auch die Abwesenheit des Vokals bezeichnen die Araber durch ein besonderes Zeichen, Djezma (◌ْ), das sie über den Konsonanten setzen.

Ferner unterscheiden sich alle semitischen Sprachen dadurch sehr wesentlich von den indo=germanischen, daß sie die Beugung oder Flexion noch nicht in so bequemer Weise darstellen können. Eben deshalb haben sie auch etwas Starreres; denn gerade in der Fülle und Mannichfaltigkeit der Flexionsformen haben sich die indogermanischen Sprachen am meisten fortentwickelt. Sie zeigen auch, da sie zum Theil noch auf der Agglutinationsstufe stehen, nicht den Wohlklang der letztern, oder wo z. B. in arabischen Gedichten ein gewisser Wohlklang erreicht ist, so erklingt er doch eintöniger, eben so wie die Melodie arabischer Volkslieder. Wir müssen darauf verzichten, unsern jugendlichen Freund, der wol kaum die Elemente des Hebräischen kennen gelernt hat, in diese fremdartigen Idiome einzuführen; wir gehen daher zu Sprachgestaltungen über, die mit der eigenen Muttersprache in engerer Beziehung stehen, also auch verständlicher und faßlicher sind.

2. Die indogermanischen Sprachen.

Unsere herrliche deutsche Sprache gehört zu dem indogermanischen Stamme, der auch wol der japhetische genannt worden ist. Derselbe hat sich seit uralter Zeit, auch in dieser Beziehung vom semitischen abweichend, in eine große Menge von Zweigen getheilt. Alle diese Zweige stehen aber in mehr oder weniger enger Beziehung zum Sanskrit, das zwar nicht die Ursprache dieses Stammes selbst ist, derselben aber doch am nächsten kommt. Man hat in den letzten Jahren mit großem Eifer und zugleich auf eine sehr scharfsinnige Weise versucht, die Wurzeln und Flexionsformen dieser Ursprache möglichst genau wiederherzustellen. Einzelne dieser Versuche, auf die wir hier nicht näher eingehen können, sind jedenfalls sehr wohl geglückt. Das dabei beobachtete Verfahren hat zunächst darin bestanden, die Formen der verschiedenen arischen Sprachen auf eine ihnen gemeinschaftliche Urform zurückzuführen. Man hat, je weiter man nach Osten vordrang, um so mehr Aehnlichkeiten zwischen den Sprachen der großen indo-germanischen Familie vorgefunden. Die Wiege derselben hat man nicht in Indien, sondern in der Gegend zwischen dem Kaspischen Meere und dem Hindukusch zu suchen. Schon in uralter Zeit theilte sich dieser indo-europäische Stamm in zwei Zweige, die Arier, welche nach Süden, nach Hindostan, zogen und die Urbewohner dieses Landes großentheils unterwarfen, und in die Iraner, welche als die Vorfahren der Perser zu betrachten sind. Von dem Sprachidiome dieser zweiten Familie scheinen überhaupt die Hauptsprachzweige ausgegangen zu sein, welche gegenwärtig die Sprachen Europa's bilden. Wir erhalten demnach folgende Hauptgruppen: 1) die indische, 2) die eigentlich iranische oder persische, 3) die celtische, 4) die italische, 5) die hellenische oder griechische; [4) und 5) werden auch bisweilen in der pelasgischen zusammengefaßt], 6) die illyrische, 7) die slavische oder wendische, 8) die lithauische oder lettische, und 9) die germanische.

Die indische Sprachfamilie.

Der indischen oder arischen Gruppe liegt das Sanskritische zu Grunde, jene uralte, in den Vedas enthaltene Sprache der brahmanischen Religion und Wissenschaft, die vor mehr als 20 Jahrhunderten gesprochen wurde und trotz ihres hohen Alters sich als das Musterbild einer vollkommenen Flexionssprache darstellt. Das Sanskrit ist eine der reinsten und ehrwürdigsten Sprachen der ganzen Welt. In dieser fein ausgebildeten Sprache ist gleichsam ein Magnet gefunden worden, nach welchem die auf dem Sprachenozean Schiffenden hinschauen und sich richten können; durch das Sanskrit fällt auf die lange Reihe der mit der indischen unmittelbar zusammenhängenden und verwandten Sprachen ein helles Licht, so daß dadurch eine wahrhafte Geschichte aller dieser Sprachen — welche großentheils in Zeiten fällt, die der eigentlichen Weltgeschichte weit vorangehen — wenigstens eingeleitet worden ist. Dieser hohen Vorzüge wegen wurde das Sanskrit auch Göttersprache genannt, sowie das sanskritische Alphabet Götterschrift (Dêvanâgarî). Die wichtigsten Charaktere dieser Schrift aus dem Lande der Elephanten mit ihren festen, schweren Gestalten, die aber zugleich durch das Aneinanderrücken der Oberlinien eine große Regelmäßigkeit und Sauberkeit erhalten, sind folgende:

Vokale: अ a, आ â, इ i, ई î, उ u, ऊ û, ऋ ṛi, ॠ ṛî; ऌ ḷi, ॡ ḷî;

Diphthonge: ए e, ऐ ai, ओ o, औ au;

Kehllaute: क k, ख kha, ग ga, घ qha und ङ ṅa;

Gaumenlaute: च tscha, छ tschha, ज dscha, झ dschha, ञ ña;

Kopflaute: ट ṭa, ठ ṭha, ड ḍa, ढ ḍha, ण ṇa;

Zahnlaute: त ta, थ tha, द da, ध dha, न na;

Lippenlaute: प pa, फ pha, ब ba, भ bha, म ma;

Halbvokale: य ja, र ra, ल la, व va;

Zischlaute und Hauchlaute: श scha, ष schha, स sa, ह ha, ळ l, ein eigenthümlicher, schwer zu bezeichnender Kopflaut, etwa da, bra.

Außerdem giebt es im Sanskrit noch eine Anzahl besonderer Accente und Lesezeichen sowie eine große Menge von Buchstabenverbindungen. Die Ziffern haben im Sanskritischen folgende Formen:

१, २, ३, ४, ५, ६, ७, ८, ९, ०.

Daß namentlich die Ziffern für 1, 2, 3, 9 und 0 den unsrigen sehr ähnlich sind, sieht man auf den ersten Blick. Es ist auch gar nicht richtig, unsere Zahlzeichen arabische zu nennen; sie stammen eben aus dem fernen Orient, und die Araber waren nur die Ueberbringer, nicht die Erfinder.

Sanskrit ist die alte Sprache der Hindu. Es ist wenigstens 300 Jahre vor Chr. aus der Reihe der gesprochenen Sprachen verschwunden. Schon zu jener Zeit bediente sich das indische Volk gewisser Mundarten, welche zu dem alten Veda-Sanskrit (d. h. jener Sprache, in welcher die religiösen Schriften der Indier abgefaßt sind) in demselben Verhältniß standen, wie das Italienische zum Lateinischen. Die ältesten Formen der Sprache sind uns nämlich in dem heiligen Rig-Veda überliefert. Sie erscheint durchaus synthetisch, im Gegensatz zu dem analytischen Charakter der semitischen Sprachen. Was soll das heißen? Im Sanskrit werden die Worte im Satze im Allgemeinen in derselben Weise zusammengestellt, wie im Lateinischen, während in einem semitischen Idiome sich stets die Neigung zeigt, den Ausdruck aller Beziehungen rings um die wesentliche Wurzel anzuhäufen, sie gleichsam damit zu belasten. Auch ist die Zahl der Wurzeln, welche dem Sanskrit oder überhaupt dem arischen Sprachstamme und den Sprachen semitischen Stammes gemeinsam zu sein scheinen, sehr gering. Obgleich sich jede Sprache fortentwickelt, so ist dies doch in den semitischen Sprachen sehr langsam geschehen; dagegen hat sich das Sanskrit, wie überhaupt die arischen Sprachen, im Laufe der Jahrhunderte sehr bedeutend verändert. Die Wörter nutzen sich gleichsam durch den Gebrauch ab, die alltäglich gebrauchten am stärksten. Daher finden wir auch sogenannte Unregelmäßigkeiten am häufigsten an den Wörtern, welche am meisten in Gebrauch sind. Die Endungen kürzen sich mehr und mehr, es tritt überhaupt ein lautlicher Verfall ein, d. h. volltönende Laute — vokalische und konsonantische — verlieren nach und nach von ihrem Klange. Wenn ferner die Sprache in älterer Zeit noch sehr reich an Wurzeln war, so ergeht es ihnen wie einer vollbeerigen Weintraube. Eine Anzahl von Beeren wächst und entwickelt sich, während andere klein bleiben und verdorren. Es findet,

wie wir bereits oben sagten, gleichsam eine Auslese von Wurzeln statt. Jede Sprache lebt eigentlich nur frisch und kräftig in ihren Volksmundarten fort und aus eben diesen Volksmundarten drängen sich nach und nach immer wieder neue Wortformen in die Literatursprache ein. So ist es namentlich auch dem Sanskrit ergangen. Wir sagten oben, daß sich das indische Volk schon drei Jahrhunderte vor Chr. gewisser Mundarten bediente. Wir können das weitere Fortwachsen dieser lokalen, d. h. nur in gewissen Orten und Gegenden gesprochenen Dialekte namentlich an dem Pâli, der heiligen Sprache des Buddhadienstes auf der Insel Ceylon, und der einst in der Gegend, wo der Buddhismus entstand, in dem heutigen Behár, dem alten Magadha, volksthümlichen Mundart verfolgen. Wir begegnen denselben örtlichen Mundarten noch einmal in den sogenannten Prâkrit-Sprachen, welche in den spätern Schauspielen, in der heiligen Literatur der Dschainas und in einigen Dichtungen gebraucht sind und die endlich durch Vermischung mit den Sprachen der verschiedenen Eroberer Indiens, mit dem Arabischen, Persischen, Mongolischen und Türkischen und durch eine damit verbundene Umgestaltung ihres grammatischen Baues in das moderne Hindí, Hindustaní oder Urdu, Mahrattí, welches schon etwas drawidischen Charakter hat, und in das Bengalí oder Gáurî verwandelt wurden. Das Sanskrit bestand indessen als Gelehrtensprache der Brahmanen ununterbrochen fort. Es starb nicht, wie das Lateinische, indem es zahlreichen Sprößlingen das Leben schenkte.

Die neueren indischen Alphabete sind übrigens alle unmittelbar von dem Dêvanâgarî (der Sanskritschrift) abgeleitet und unterscheiden sich davon hauptsächlich durch das theilweise Fehlen der Verbindungsstriche über den Buchstaben. Wir geben als Beispiel die Schriftzeichen des Bengali:

Vokale.		Konsonanten.			
অ a	ঌ lri	ক ka	ঞ ña	ধ dha	ল la
আ á	ৡ lrí	খ kha	ট ṭa	ন na	ব va
ই i	এ e	গ ga	ঠ ṭha	প pa	শ sha
ঈ í	ঐ ai	ঘ gha	ড ḍa	ফ pha	স sa
উ u	ও o	ঙ nga	ঢ ḍha	ব ba	ষ ṣha
ঊ ú	ঔ au	চ tscha	ণ ṇa	ভ bha	হ ha
ঋ ri	অং ang	ছ tschha	ত ta	ম ma	ক্ষ khya
ৠ rí	অঃ ah	জ dscha	থ tha	য ya	
		ঝ dschha	দ da	র ra	

Die persische Sprachgruppe.

In sehr engem Zusammenhang mit dem Sanskrit, im Besondern mit dem Veda-Sanskrit, steht die alte Sprache des heiligen Buches (Avesta) der Anhänger des Zoroaster oder Feueranbeter, das Zend, das ebenfalls schon lange vor Christus aufhörte, eine lebende Sprache zu sein, und sich nur als hieratische, d. h. in den heiligen Schriften gebrauchte, Sprache der medo-persischen Völker erhielt. Man hat es auch die altbaktrische Sprache genannt. Diese und das Altpersische sind die ältesten Zweige der persischen oder iranischen Sprachfamilie, welcher die germanischen Sprachen näher stehen, während sich die griechischen und slawischen Mundarten mehr dem Sanskrit nähern. Das Altpersische ist uns namentlich noch in den Keilinschriften erhalten. Was wir gegenwärtig die keilförmigen Inschriften des Cyrus, Darius, Xerxes, Artaxerxes I., Darius II., Artaxerxes Mnemon und Artaxerxes Ochus nennen, von denen wir jetzt eine ganze Anzahl von Ausgaben und Uebersetzungen nebst Grammatiken und Wörterbüchern besitzen, wie erschien dies ursprünglich und noch vor wenigen Jahrzehnten? Als eine bloße Anhäufung keilförmiger Zeichen auf Monumenten, Ruinen und Felsen in der Einöde. Als Grotefend den Versuch machte, dieses seltsame Gewirr von Zeichen zu entziffern, hatte er erst den Beweis zu führen, daß diese Streifen und Striche wirklich Inschriften und nicht bloße Arabesken oder phantastische Verzierungen seien. Wie weit ist man dagegen jetzt in ihrer Lesung vorgeschritten! Man weiß z. B., daß es hier nur einen langen Vokal, das ā, und keine Diphthonge giebt, daß die in den indischen Sprachen so häufigen Nasenlaute fehlen, dagegen viele Kehllaute — wie in den semitischen Sprachen — vorkommen. Diese semitischen, wahrscheinlich von Syrien aus eingeführten Elemente treten besonders in dem spätern Pehlewi, der Sprache der Sassaniden (226—651), hervor. Andere Sprachen, welche in ihrer Grammatik und ihrem Wörterbuche im Allgemeinen eine Verwandtschaft mit dem Sanskrit und dem Persischen zeigen, aber doch einen zu abgesonderten und nationalen Charakter angenommen haben, um für bloße Mundarten desselben gehalten werden zu können, sind die von Afghanistan oder das Puschtu, die Sprache von Bokhára, die Kurdensprache, die ossetische Sprache im Kaukasus — wo sich über-

haupt viele Mundarten zusammendrängen — und das Armenische. Rechnen wir nun noch zu der indischen Klasse der arischen Sprachen die Zigeunersprache, wahrscheinlich ein nordindischer Dialekt, welcher aber Manches aus den Mundarten der Völker, deren Gebiete die Zigeuner durchzogen, in sich aufgenommen hat, so haben wir einen ungefähren Ueberblick über die ganze südliche Abtheilung der arischen Sprachfamilie gewonnen. Ihr Wohnsitz ist, wie ein Blick auf die Karte zeigt, im Osten des semitischen Sprachgebiets, im Süden des großen asiatischen Kontinents, zu suchen.

Die nördliche Abtheilung derselben Familie läßt sich in sieben Klassen theilen, in die celtische, italische, illyrische, griechische, slawische oder wendische, lettische und germanische. (Vgl. S. 32.)

Die celtischen Sprachen.

Die Celten scheinen aus den Ursitzen der Arier zuerst nach Europa vorgedrungen zu sein; aber der Andrang der späteren Einwanderungen, vorzüglich germanischer Stämme, hat sie immer weiter nach Westen und in der Neuzeit von Irland aus über den Atlantischen Ozean getrieben. Gegenwärtig sind die einzigen Ueberbleibsel der früher weit verbreiteten celtischen Sprache das Kymrische und Gadhelische. Das Kymrische begreift das Wallisische (wobei man nicht an den Kanton Wallis, sondern an die westliche Gebirgslandschaft von England, an Wales, denken muß), das vor Kurzem erloschene Cornische und das Armorikanische in der Bretagne in sich. Zum Gadhelischen gehört das Irische, das Gälische auf der Westküste von Schottland und der Dialekt der Insel Man, Manx genannt, der ebenso eine mittlere Stellung einnimmt, wie die Insel selbst, von deren Berge Snowfell man bei heiterem Himmel England, Schottland und Irland sehen kann. Obgleich diese celtischen Dialekte noch heute gesprochen werden, sind die Celten doch nicht mehr, wie die Germanen und Slawen, für ein unabhängiges Volk anzusehen. In früheren Zeiten waren sie aber eine große Nation, welche in viele Stämme zerfiel und in den Kämpfen mit den Römern und Germanen längere Zeit ihre Selbständigkeit

tapfer behauptete. Gallien, Belgien und Britannien waren celtische Reiche und der Norden Italiens wurde, nachdem sie aus Mittelitalien wieder zurückgeschlagen worden waren, hauptsächlich von Celten bewohnt. Schon zu Herodot's Zeit (im 5. Jahrhundert vor Chr.) begegnen wir ihnen in Spanien; die Schweiz, Tyrol und das Land südlich von der Donau war einst von celtischen Stämmen besetzt. Celtische Wörter sind im Germanischen, Slawischen und selbst im Lateinischen zu finden, aber nur in geringer Zahl; eine weit größere Zahl lateinischer und germanischer Wörter hat umgekehrt ihren Weg in die jetzigen celtischen Mundarten gefunden. Die Eigenthümlichkeit, daß im Celtischen alle Zeitwörter regelmäßig sind, wird wol in manchem meiner jungen Sprachforscher den Wunsch auftauchen lassen, daß die gewöhnlichen Schulsprachen in dieser Beziehung auch so bequem zu erlernen sein möchten.

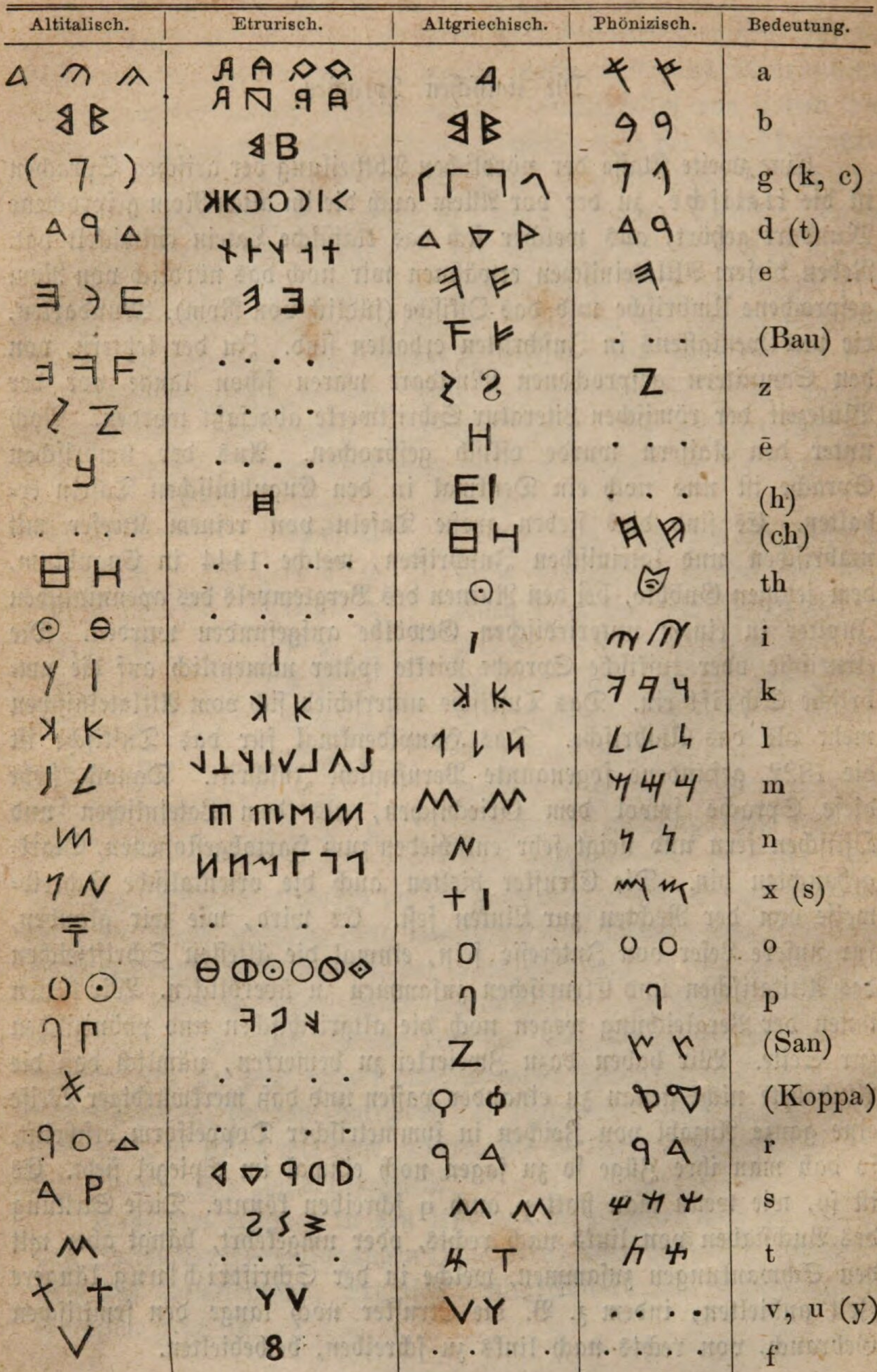
A a	a	M m	m
B b	b	N n	n
C c	c k	O o	o
D d	d	P p	p
E e	e	R r	r
F f	f	S s	s
G g	g	T t	t
I i	i	U u	u
L l	l	H h	h

Ehe wir zur zweiten Sprachklasse übergehen, werfen wir noch einen Blick auf die irischen Schriftzeichen. Die Irländer können sich in alter Zeit nur der altceltischen Schriftzeichen bedient haben, so weit überhaupt Schreibekunst bei ihnen verbreitet war. Diese altceltische Schrift ist untergegangen und nur noch Gegenstand gelehrter Forschungen. Dagegen erhielten die Iren, seitdem gegen 450 das Christenthum bei ihnen Eingang fand und klösterliche Bildung und eine höchst beachtenswerthe Gelehrsamkeit bei ihnen aufblühte, ein neues Alphabet, das noch heute in Irland dann gebraucht wird, wenn man volksthümliche oder antiquarische Zwecke verfolgt. Da besonders das erstere in neuester Zeit bei dem immer entschiedenern Hervortreten einer irischen Nationalpartei, bei den Umtrieben der sogenannten Fenier, sehr häufig stattfindet, so haben wir diese Zeichen, die in irischen Klöstern gebräuchlich wurden, hier zusammengestellt.

Außerdem kommen in den irischen Manuskripten noch eine Menge von Buchstaben-Verschlingungen (Ligaturen) vor, an denen bekanntlich auch das Sanskritische, Arabische, Altgriechische und namentlich das Gothische reich ist.

Die italischen Sprachen.

Eine zweite Klasse der nördlichen Abtheilung der arischen Sprachen ist die italische, zu der vor Allem auch die im alten Rom gesprochene Mundart gehört, aus welcher sich das klassische Latein entwickelt hat. Neben diesem Altlateinischen erwähnen wir noch das nördlich von Rom gesprochene Umbrische und das Oskische (südlich von Rom), Mundarten, die uns wenigstens in Inschriften erhalten sind. In der letztern, von den Samnitern gesprochenen Mundart waren schon lange vor der Blütezeit der römischen Literatur Schriftwerke abgefaßt worden. Noch unter den Kaisern wurde oskisch gesprochen. Aus der umbrischen Sprache ist uns noch ein Denkmal in den Eugubinischen Tafeln erhalten. Es sind dies sieben große Tafeln von reinem Kupfer mit umbrischen und lateinischen Inschriften, welche 1444 in Eugubium, dem jetzigen Gubbio, bei den Ruinen des Bergtempels des apenninischen Jupiter in einem unterirdischen Gewölbe aufgefunden wurden. Die etrurische oder tuskische Sprache wirkte später namentlich auf die umbrische Schrift ein. Das Tuskische unterschied sich vom Altlateinischen mehr als das Umbrische. Das Hauptdenkmal für das Tuskische ist die 1822 gefundene sogenannte Perusinische Inschrift. Danach steht diese Sprache sowol dem Griechischen, als dem Lateinischen und Oskischen fern und neigt sehr entschieden zum Hartabgestoßenen, Starkgehauchten hin. Die Etrusker hielten auch die orientalische Schreibweise von der Rechten zur Linken fest. Es wird, wie wir glauben, für unsere Leser von Interesse sein, einmal die ältesten Schriftzeichen des Altitalischen und Etrurischen zusammen zu überblicken. Wir stellen ihnen der Vergleichung wegen noch die altgriechischen und phönizischen zur Seite. Wir haben dazu Zweierlei zu bemerken, nämlich daß die Alphabete nicht genau zu einander passen und daß merkwürdiger Weise eine ganze Anzahl von Zeichen in symmetrischer Doppelform erscheint, so daß man ihre Züge so zu sagen noch einmal im Spiegel sieht. Es ist so, wie wenn man statt p auch q schreiben könnte. Diese Stellung des Buchstaben von links nach rechts, oder umgekehrt, hängt aber mit den Schwankungen zusammen, welche in der Schriftrichtung längere Zeit anhielten, indem z. B. die Etrusker noch lange den semitischen Gebrauch, von rechts nach links zu schreiben, beibehielten.


Altitalisch.
Etrurisch.
Altgriechisch.
Phönizisch.
Bedeutung.
a
b
g (k, c)
d (t)
e
(Bau)
z
ē
(h)
(ch)
th
i
k
l
m
n
x (s)
o
p
(San)
(Koppa)
r
s
t
v, u (y)
f

Von den Sprachen dieser italischen Klasse wird das Latein selbst unsern Lesern mehr oder weniger bekannt sein. Abgesehen von örtlichen Mundarten hat man nun gegenwärtig sechs Sprachen, die aus dem Lateinischen, oder genauer gesagt, Altitalischen herzuleiten sind, nämlich das Italienische, das Spanische, Portugiesische, Französische, Walachische (Dacoromanische) und Rumänische, das in Graubündten, nebst dem Ladinischen, das in Engadin gesprochen wird. Das Provençalische, welches sich in den Dichtungen der Troubadours zu einer feingebildeten Literatursprache entwickelt hatte, ist jetzt von seiner Höhe wieder herabgesunken. Viele Bestandtheile der erwähnten neulateinischen Mundarten sind nicht geradezu aus dem klassischen Latein herzuleiten, sondern müssen in den alten Mundarten Italiens und anderer Provinzen des römischen Reichs aufgesucht werden. Wir wiesen bereits oben darauf hin, daß aus sumus, estis, sunt im Spanischen sómos, sóis, son, im Portugiesischen somos, sois, são (nasal auszusprechen) entstanden ist. Wenn sich nun der Uebergang von sumus und sunt in somos und son recht leicht erklären läßt, so konnte doch aus estis nimmermehr sois werden; diese Form weist auf sutis zurück und man schließt daraus, daß im römischen Hispanien von dem Volke wirklich sumus, sutis, sunt konjugirt worden ist. In ähnlicher Weise ist das Französische aus dem Latein der Provinz, wie es die Franken, ein germanischer Volksstamm sprechen, allmälig hervorgegangen. Viele der Wörter, welche dem Französischen und Italienischen einen klassischen Anstrich geben und unmittelbar an die Sprache Roms in ihrem goldenen Zeitalter erinnern, sind auf diese jüngsten Zweige des italischen Stammes erst später durch Gelehrte, Geistliche und Juristen des Mittelalters gleichsam aufgepfropft worden.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht über die Sprachen des italischen Stammes betrachten wir die gegenwärtig gesprochenen romanischen, also aus dem Dialekte der alten berühmten Roma hervorgegangenen Sprachen noch etwas näher. Von diesen romanischen Sprachen wird bekanntlich in Deutschland — den äußersten Süden etwa ausgenommen — aus guten Gründen vorzugsweise die französische studirt. Mögen nun auch diese Gründe recht praktisch sein, jedenfalls würde es für ein tieferes Studium der gesammten romanischen Sprachen gerathener sein, mit dem Italienischen oder Spanischen zu beginnen. Es giebt viele Wörter und Flexionsformen im Französischen, deren Zusammenhang mit dem Lateinischen schon schwer zu erkennen ist; hier und da

haben sich auch ganz fremde Elemente beigemischt. Dies ist im Italienischen weit weniger der Fall, und so kommt es, daß man oft erst mit Hülfe der italienischen Wort- oder Flexionsform über den Entstehungsprozeß einer französischen Form in's Klare kommen kann. Der Zusammenhang des französischen Substantivs feu mit dem lateinischen focus wird erst mit Hülfe des italienischen fuoco erkannt; von jeu aus führt giuoco zu jocus hinüber. Wer Latein versteht, dem sind auch Wörter, wie acqua, labbro, cane, aprire u. s. w., sogleich verständlich; eau, lèvre, chien, ouvrir u. s. w. liegen schon viel weiter ab. Wir müssen freilich hier darauf verzichten, auf die italienische und französische Grammatik näher einzugehen, und wollen nur auf die anderen romanischen Sprachen später einige Blicke werfen. Dagegen wird es, schon der Vergleichung mit anderen Sprachproben wegen, passend sein, einige Bibelstellen in französischer und italienischer Sprache einander gegenüberzustellen.

Saint Matthieu, Chapitre VI.

9. Vous donc priez ainsi: Notre Père, qui es aux cieux, ton nom soit sanctifié. 10. Ton règne vienne; ta volonté soit faite sur la terre comme au ciel. 11. Donne-nous aujourd'hui notre pain quotidien. 12. Pardonne nous nos péchés, comme aussi nous pardonnons à ceux qui nous ont offensés. 13. Et ne nous induis point dans la tentation; mais délivre-nous du malin; car à toi appartient le règne, la puissance et la gloire à jamais. Amen.

9. Voi adunque orate in questa maniera: Padre nostro, che sei ne' cieli, sia santificato il tuo nome. 10. Il tuo regno venga. La tua volontà sia fatta in terra come in cielo. 11. Dacci oggi il nostro pane cotidiano. 12. E rimettici i nostri debiti, come noi ancora gli rimettiamo a' nostri debitori. 13. E non indurci in tentazione, ma liberaci dal maligno: perciochè tuo è il regno, e la potenza, e la gloria, in sempiterno. Amen.

Les Actes, Chapitre II.

1. Le jour de la Pentecôte étant arrivé, ils étaient tous d'un accord dans un même lieu.

2. Alors il se fit tout-à-coup un bruit, qui venait du ciel,

Atti degli Apostoli, Cap. II.

E come il giorno della Pentecosta fu giunto, tutti erano insieme di pari consentimento.

E di subito si fece dal ciel un suono, come di vento im-

comme le bruit d'un vent qui souffle avec impétuosité; et il remplit toute la maison où ils étaient.

petuoso che soffia: ed esso riempiè tutta la casa, dove essi sedevano.

3. Et ils virent paraître des langues séparées les unes des autres, qui étaient comme de feu, et qui se posèrent sur chacun d'eux.

Ed apparvero loro delle lingue spartite, come di fuoco: e ciascuna d' esse si posò sopra ciascun di loro.

4. Et ils furent tous remplis du Saint-Esprit, et ils commencèrent à parler des langues étrangères selon que l'Esprit les faisait parler.

E tutti furono ripieni dello Spirito Santo, e cominciarono a parlar lingue straniere, secondo che lo Spirito dava loro a ragionare.

Nachdem wir so unsern Lesern eine Gelegenheit geboten, von den italienischen Wort- und Satzformen, wenn sie denselben noch ganz unbekannt sein sollten, wenigstens eine kleine Zahl kennen zu lernen und damit eine ungefähre Anschauung von dieser wohltönenden Sprache zu gewinnen, suchen wir zunächst ein Land im äußersten Südwesten Europa's auf und finden hier eine auch in Südamerika weit verbreitete romanische Sprache, das Portugiesische. Diese vom Italienischen allerdings stark abweichende Sprache ist für den Kenner des Lateinischen nicht schwierig. Bei der Aussprache muß man beachten, daß gn wirklich genau ausgesprochen wird, während nh, z. B. ganhar, gagner, dem französischen gn entspricht. Statt bataille schreibt der Portugiese batalha, statt filius filho (sprich fillo mit dem französischen son mouillé). In den Diphthongen sind meist beide Vokale hörbar: ao, das französische au hat auch denselben Klang. Lã klingt ähnlich wie lan im Französischen; es ist das lateinische lana, laine, Wolle; mãe, Mutter, klingt fast wie man-i (frz.), mão (main, Hand) wie man-ou. Die Deklination ist sehr leicht zu erlernen; es werden, wie in anderen romanischen Sprachen, die Präpositionen de und a benutzt. So entstehen für Masculina die Formen o, do, ao, o oder ao, ó und do, no (in), pelo (für); Plural: os, dos, aos, os und aos, ó, dos, nos, pelos. Für Feminina a, da, à, a und à, ó, da, na, pela. Plural: as, das, às, as und às, ó, das, nas, pelas. Der unbestimmte Artikel heißt um und uma. Neutra giebt es der Form nach nicht. Durch die Endungen ão, ona, aço, az, aça lassen sich ähnlich wie im Spanischen

Vergrößerungswörter bilden, z. B. von rico, reich, ricaço, von homem, homo, homezarrão, großer Mensch. Zur Steigerung wird mais und menos (magis und minus) gebraucht. Für den Superlativ kommt sowol die lateinische Formation auf issimo, issima, als die französische mit vorgesetztem Artikel vor. Dem „sehr", très, entspricht muito oder mui (aus multum entstanden). Die Konjugation ist, wenn man nur mit dem Französischen und namentlich mit dem Lateinischen vertraut ist, durchaus nicht schwierig. Merkwürdig sind die sogenannten persönlichen Infinitive, welche sich im Portugiesischen bilden lassen, so daß z. B. im Präsens und Imperfektum ter, teres, ter, termos, terdes, terem (haben) sich auf die drei Personen der Ein- und Mehrzahl beziehen; dieselben Formen mit tido zusammengesetzt geben die Infinitive des Perfekts und Plusquamperfekts, haver de ter, haveres de ter, haver de ter, havermos de ter, haverdes de ter und haverem de ter die Infinitive des Futurs. Wie das lateinische tenere die Bedeutung „haben" angenommen hat, so besteht neben ser auch estar, das lateinische stare in der Bedeutung „sein". Für die Verba aktiva unterscheidet man dann die drei Konjugationen auf ar, er und ir. Das Passivum wird, wie im Französischen mit être, mit ser gebildet. Die Zahl der unregelmäßigen Verba ist übrigens nicht unbedeutend, namentlich giebt es ziemlich viele Unregelmäßigkeiten in der Partizipialbildung, die meist daher rühren, daß zunächst das Partizip regelmäßig von dem portugiesischen Verb abgeleitet, daneben aber auch direkt aus dem Lateinischen gebildet wird. So entsteht z. B. aus nascer (nasci) nascido, daneben aber kommt nado, nada direkt von natus; confundir bildet confundido (confondu), daneben confuso u. s. w. Manche der letztern Formen sind dann freilich geradezu zu Adjektiven geworden. Die Präpositionen regieren nicht alle den Akkusativ, sondern etwa 30 (darunter freilich manche uneigentliche) werden mit de verbunden. Die meisten Adverbien endigen (ähnlich wie im Französischen) auf mente. Man bildet aus douto (gelehrt) doutamente, aus fortissimo, fortissimamente, woraus jeder Kenner des Lateinischen sofort ersehen wird, daß mente thatsächlich nichts Anderes ist, als der lateinische Ablativ von mens. Doutamente heißt also eigentlich: mit gelehrtem Geiste oder Sinne. Der Portugiese sagt auch: falava sabia e modestamente (er sprach gelehrt und bescheiden), und läßt also mente bei dem ersten Adjektiv weg.

Nach diesen kurzen Notizen aus der Etymologie will ich nun noch

einige kleine portugiesische Sätze geben und dieselben so wählen, daß sie stets noch irgend eine syntaktische Regel erläutern. Vim a cidade, para ter o gosto de ver a VM, ich kam in die Stadt, um das Vergnügen zu haben, Sie zu sehen. (Hier entspricht der Infinitiv ter dem „ich".) Depois de teres acabado isto, farás o que tenho mandato, nachdem du dies beendigt hast, wirst du Das thun, was ich dir befohlen habe. (Warum steht hier teres?) Não me espanto terdes vos sido tam temerario, ich wundere mich nicht, daß ihr so verwegen gewesen seid. (Statt „daß . . . seid" steht der Infinitiv, aber in der Form terdes, nicht etwa ter; terem würde so für die 3. Person Pluralis, termos für die 1. Pluralis stehen.) Chegaram muitos correios trazendo a mesma nova, es kamen mehrere Couriere an, dieselbe Nachricht überbringend. Trazendo, entsprechend dem frz. gérondif apportant, bleibt unverändert Ebenso sagt der Portugiese: tenho achado difficuldades, que não tinha previsto, ich habe Schwierigkeiten gefunden, welche ich nicht vorausgesehen hatte; der Franzose würde natürlich sagen: des difficultés que je n'avais pas *prévues*. Haver, habere, wird vorzugsweise in Verbindung mit de und einem Infinitiv gebraucht und hei de amar heißt dann, ich habe zu lieben, ich muß lieben, mihi amandum est. Tritt die Nothwendigkeit noch stärker hervor, so braucht man ter. Tenho de estar alliá manhã heißt: ich muß (betont) morgen da sein; hei de estar wäre fast nur so viel als das englische I shall be oder allenfalls I am to be. Statt ha de mo dar, er wird es mir geben, heißt es darmo-ha. Zwischen ser und estar ist wohl zu unterscheiden. Das erstere bezeichnet die Qualität, den Charakter, die Art und Weise, estar dagegen den Zustand, die Lage. Man sagt: este homem he hábil, cet homme est habile, dagegen estou assentado (je suis assis), estar doente, être malade.

Wir geben zum Schluß noch ein paar Bibelverse und zwar links in portugiesischer, rechts daneben in spanischer Sprache:

S. Mattheus VI.	San Matheo VI.
9. Assim pois he que vós haveis de orar: Padre nosso que estás nos Ceos: santificado seja o teu nome.	Vosotros pues así habeis de orar: Padre nuestro, que estás en los cielos: santificado sea el tu nombre.
10. Venha a nós o teu Reino:	Venga el tu reyno:

Seja feita a tua vontade, assim na terra, como no Ceo.	hágase tu voluntad, como en el cielo, así tambien en la tierra.
11. O pão nosso, que he sobre toda a sustancia, nos dá hoje.	Danos hoy nuestra pan sobre substancial.
12. E perdoa-nos as nossas dividas, assim como nós tambem perdoamôs aos nossos devedores:	Y perdónanos nuestras deudas, así como nosotros perdonamos á nuestros deudores.
13. E não nos deixes cahir em tentação. Mas livra-nos do mal. Amen.	Y no nos dexes caer en la tentacion. Mas líbranos de mal. Amen.

Man wird mittelst einer aufmerksamen Vergleichung dieser wenigen Verse erkennen, daß das Spanische sich noch etwas mehr dem Lateinischen nähert, als das Portugiesische, in dem der lautliche Verfall in vielen Formen sehr weit gegangen ist und nicht blos stark assimilirt, sondern viele Konsonanten geradezu eliminirt, d. h. ausgestoßen, hat. Freilich werden auch umgekehrt der bequemen Aussprache wegen Vokale und Konsonanten in beiden Sprachen zugefügt. So macht der Spanier aus vespa abispa, aus fames hambre, aus lumen lumbre, aus nomen nombre, aus scribere escribir (portug. escrever), aus studium estudio, aus ovum huevo, aus os hueso, aus ferrum hierro, aus coelum cielo (während der Portugiese das l herauswirft), aus fletus llento, aus emendare enmendar, aus esca yesca u. s. w.

Wir sind so unvermerkt vom Tejo zum Tajo hinaufgekommen, d. h. wir haben von Portugal aus die Grenze überschritten und befinden uns mitten in Spanien mit seiner höchst wohllautenden Sprache; denn wenn man auch unter den romanischen Sprachen in dieser Beziehung der italienischen, namentlich in Bezug auf musikalische Verwerthung, den Preis hat zuerkennen wollen, so möchte ich die Klänge der castilischen Mundart doch noch vorziehen, weil sich hier der Zartheit und Weichheit des Tones auch eine markigere Kraft beimischt, welche dem Italienischen, eben so wie dem Französischen, nicht in diesem Grade eigen ist. Man höre z. B. gleich die ersten Zeilen aus dem Romancero del Cid:

'Non me culpedes si he fecho
Mi justicia y mi deber,
Magüer que siendo pequeño
Me nombraste por juez.
Entre todos me escogistes
Por de mas madura sien,
Porque ficiese derecho
De lo fecho mal y bien,
Non fagais desaguisado
Si al robador enforqué,

Que en homes este delito
No causa ninguna prez.
Como de veras me pago
De las burlas non curé,
Que el que pugna por la houra
Enemigo della fue.
Atended que la justicia,
En burlas y en veras, fue
Vara tan firme y derecha
Que non se pudo torcer.
Verdad, entre burla y juego
Como es fija de la fé
Es peña que al agua y viento
Para siempre está de un ser.

Einige Bemerkungen mögen zur Erläuterung der obigen Verse dienen.

1. Beschuldigt mich nicht, wenn ich gethan habe... culpedes ist die ältere Form des Imperativs; jetzt von culpar culpád gebildet. Die drei Infinitiv-Endungen sind ar, er und ir. Yo he, „ich habe", wird durchkonjugirt tu has, él ha, nosotros hémos, vosotros habéis, ellos han. Fecho ist das Participio Passivo von facer, wofür jetzt hacer und also auch hecho gebräuchlich ist.

2. Mein Recht und meine Pflicht... Mein heißt vollständig mio, mia, z. B. ¡Dios mio! ¡Hija mia! Mein Gott! Meine Tochter! Es amigo tuyo, es ist dein Freund.

3 und 4. Da ihr, obgleich ich klein war, mich ernanntet zum Richter. Siéndo eigentlich seiend, sowie sido gewesen. Auch im Spanischen wird zwischen ser und estar ein ähnlicher Unterschied gemacht, wie im Portugiesischen. Nombraste heißt eigentlich: du nanntest (nombré, nombraste, nombró, nombramos, nombrásteis, nombraron), wird aber hier statt der 2. Person der Mehrzahl gebraucht.

5. Unter Allen mich erlaset ihr... escogistes, eigentlich escogísteis von escoger, choisir.

6. Statt derer von reiferem Geist... Der Komparativ wird mit mas (mehr) oder ménos (weniger) gebildet, der Superlativ mit mui (sehr) oder durch die Endung ísimo.

7 und 8. Auf daß ich Gericht halte über die That, bös und gut. Statt ficiese und fecho heißt es jetzt hiciese und hecho. Der Artikel heißt el, la, lo und wird mit de und á deklinirt.

9. Nicht machet (erhebet) Anklage... fagais, jetzt hagais, ist Subjuntivo Presente von hacer (haga, as, a, amos, ais, an) u. s. w.

Nach Dr. Duttenhofer's Uebertragung lauten die obigen zwanzig Verse:

„Schmählt mich nicht, wenn ich die Rache
Kühn vollführt nach Recht und Pflicht,

Ihr ernanntet mich zum Richter,
Bin ich gleich noch fast ein Kind.
Habt aus Allen mich erlesen,
Die an Reife größer sind,
Daß ich über Thaten richte,
Ueber Thaten, gut und schlimm.
Hängt' ich jenen schurk'schen Räuber,
Scheltet nicht vermessen mich,
Denn solch' ehrenlos Verbrechen
Stempelt jeden Mann zum Wicht.
Räche mich im vollsten Ernste,
Streite wegen Possen nicht,
Die für Kämpfer um die Ehre
Nimmer hatten ein Gewicht.
Und bedenkt, daß, sei's im Ernste,
Sei's im Scherze, das Gericht
Immer sei 'ne feste Lanze,
Ungebeugt, die nimmer bricht.
Wahrheit ist der Treue Tochter,
Fest und starr, trotz Scherz und Spiel,
Ohne Wandel immer, ewig,
Gleich dem Fels trotz Flut und Wind.

Nachdem wir so die wichtigsten romanischen Sprachen betrachtet haben, werfen wir noch einen Blick auf die von der europäischen Kulturwelt weniger beachteten.

Zu den Zweigen des romanischen Sprachstammes, welche weniger bekannt sind, aber gerade durch ihren ganzen Bau viel Interesse erregen, gehört ferner das Rhätische, der Dialekt von Graubündten, auch Churwälsch, in der Mundart selbst antiquissm lungaig da l'aulta Rhaetia genannt. Dieser Dialekt zerfällt selbst wieder in zwei Abtheilungen, in den Rumon'schen an den Quellen des Rheins und in den Ladinischen im Engadin.

Bedeutender und von einem ganzen Volksstamm noch heute gesprochen ist das Walachische oder Makedonisch-Walachische. Diese Sprache enthält neben dem Lateinischen viele slawische Elemente, doch nennen sich die Walachen oder Wlachen noch heute Rumanje, Römer. Den Eindruck einer Mischung aus verschiedenen Elementen macht auch

die Schrift, welche in der Mehrzahl der Buchstaben allerdings der russischen gleicht. Wir stellen gleich die etwas fremdartigen Buchstaben zusammen und bezeichnen ihre Aussprache. Б (b) г (g) ж (gelindes sch) л (l) п (p) р (r) с (scharfes s) ꙋ (u) ф (f) х (mit starkem Hauch gesprochenes ch) ц (z) ч (tsch) ш (scharfes sch) щ (scht) ъ (stummes e) ꙟ (etwa durch üi zu bezeichnen) џ (gelindes dsch).

Nach dem am Ende der Wörter stets ausgesprochenen Konsonanten hört man einen gelinden dem kurzen u (ꙋ) ähnlichen Laut. M und n werden nach a und o etwas durch die Nase gesprochen, wie in ан, Jahr, націон, Nation. X wird vom gemeinen Manne selten ausgesprochen. Es tritt in Fremdwörtern an die Stelle des h.

Die männlichen Substantiva endigen auf ꙋ̆, е, ъ, in der Mehrzahl stets auf ï. Die Feminina endigen auf е, еа oder ъ, im Plural auf ï oder auch е. Aus casa, casae wird z. B. касъ, касе. Die Neutra endigen auf ꙋ, Plur. ĕ, oder е, Plur. ï. Bei der Deklination werden die Präpositionen де, а, ла, пе, benutzt, der Artikel wird nach slawischer Weise hinten angehängt. Die Motion und Deklination der Beiwörter ist mancherlei Regeln unterworfen; zur Steigerung wird маĭ (magis, mehr) маĭ пꙋцін, minder, атꙟт де, eben so, преа oder фоарте, sehr und чел oder ъл маї (wie le plus im Französischen) benutzt. In großer Fülle haben sich die Pronominal-Formen erhalten; тꙋ, меꙋ, меа, ностpꙋ, меĭ, ноцрі, востpꙋ, воцрі, съꙋ, съĭ, німінĭ, (nemo), алціĭ, мꙋлтꙋ̆, мꙋлціĭ, тотꙋ̆, тоціĭ, ꙋнꙋ̆, ꙋна klingen noch so lateinisch, daß sie sofort verstanden werden können. Wir erwähnten bereits, daß der Artikel im Allgemeinen hinten angehängt wird. Der gute Mensch heißt бꙋнꙋ-лꙋ̆ ом, бꙋна фемее, bona femina. Was die Konjugation anbetrifft, so veranlaßt eigentlich nur die Bildung der gegenwärtigen Zeit und des Partizips der vergangenen Zeit einige Schwierigkeiten, sonst spielen die Hülfsverba, wie auch im Neugriechischen, eine Hauptrolle. Man unterscheidet Zeitwörter 1) auf a von are z. B. а кꙟнта, cantare, а кïема, clamare, 2) auf i und ꙟ von ire z. B. а дормі, dormire, а вені, venire, а пері, perire, 3) auf e von ĕre z. B. а екріе, scribere, а пꙋне, ponere, 4) auf ea und iea von ēre z. B. ведеа, vidēre, а шъдеа, sedēre, а авеа, habēre. Das Präsens von intellego, um nur ein Beispiel anzuführen, gestaltet sich im Walachischen folgendermaßen: ꙟнцелег, ꙟнцелеџĭ, ꙟнцелеџе, ꙟнцелеџем, ꙟнцелеџецĭ, ꙟнцелег. Statt der passiven Form wird häufig die reflexive angewandt, wie der Franzose sagt: ce livre se

vend. Die Personalpromina werden, wie im Italienischen, oft mit den Hülfsverben verbunden. Das Futurum wird, ähnlich wie im Englischen, mit wollen (a вoi) umschrieben. Man unterscheidet dabei eine bestimmt und eine zweifelhaft zukünftige Zeit; neben воiꙋ кѫнта, „ich werde singen“, kann man auch sagen о съ кѫнт, was sich mit „ich werde vielleicht singen“ übersetzen läßt. Ebenso lassen sich zwei zusammengesetzte Futura oder Futura exacta bilden. „Ich bin gewesen“ wird übrigens, wie in andern romanischen Sprachen, mit „haben“ (ам фост u. s. w.) ausgedrückt. Doch wir können nicht noch tiefer auf die walachische Grammatik eingehen und geben nur noch einige Bibelverse (Matth. VI, 9 flg.), denen wir den lateinischen Text zur Vergleichung gegenüberstellen:

9. Дечї аша съ въ рꙋгацї воï: ТАТЪЛ ностꙋ, каре ештї ꙟн черꙋрї, сфiнцеаскъсе нꙋмеле тъꙋ̆.	9. Vos igitur ita precamini: Pater noster, qui es in coelis, sanctificetur nomen tuum.
10. Вiе ꙟмпъръцiеа та; фiе воеа та, прекꙋм ꙟн чер, шi пре пъмꙟнт.	10. Veniat regnum tuum, fiat voluntas tua, sicut in coelo, ita etiam in terra.
11. Пꙟiнеа ноастръ чеа спре фiiнцъ, дънео ноъ астъзї.	11. Panem nostrum quotidianum da nobis hodie.
12. Шi не еартъ ноъ даторiiле ноастре, прекꙋм шi ноï ертъм даторнiчiлор ноштрi.	12. Et remitte nobis debita nostra, sicut et nos remittimus debitoribus nostris.
13. Шi нꙋ недꙋче пре ноï ꙟнтрꙋ iспiтъ, чi не iзбъвеште де чел вiклеан: къ а та есте ꙟмпъръцiеа, шi пꙋтереа шi слава ꙟн вечї; амiн.	13. Et ne nos inducas in tentationem, sed libera nos a malo, quia tuum est regnum, et potentia, et gloria in secula. Amen.

Schon in der Schrift macht, wie bereits bemerkt wurde, die walachische Sprache den Eindruck einer Mischung aus verschiedenen Elementen. Man findet griechische Züge, wie sie sich im Russischen gestaltet haben, aber daneben doch wieder Eigenthümliches. Wir werden weiter unten in einer Zusammenstellung von Wörtern, welche in verschiedenen Sprachen eine Anzahl einfacher und oft gebrauchter Begriffe bezeichnen, noch einige walachische Wortformen vorführen, gehen aber jetzt zu einem neuen Zweige der großen arischen Sprachfamilie über.

Illyrische und slawische Sprachen.

Als eine dritte Klasse der nördlichen Abtheilung der arischen Sprachen führen wir die illyrische auf, welche allerdings von Einigen zu den slawischen Sprachen gerechnet worden ist. Das Illyrische erscheint gegenwärtig zunächst in der für den Sprachforscher sehr interessanten Mundart von Albanien und umfaßt die serbischen, kroatischen und slowenischen Dialekte. Wir verweilen bei diesen nicht länger, sondern gehen sogleich zu der wichtigern slawischen oder wendischen Sprachfamilie über. Der verlorenen Grundsprache steht das Altbulgarische, die alte slawische Kirchensprache des 11. Jahrhunderts, am nächsten. Man unterscheidet im Wendischen einen lettischen, einen südostslawischen und einen westslawischen Zweig. Die lettische, litauische oder baltische Sprachfamilie wird, wie dies auch oben von uns geschehen ist, häufig als eine besondere hingestellt und vom Slawischen abgetrennt. Dialekte des südostslawischen Zweiges sind das Bulgarische und Russische, das selbst wieder in viele, im Allgemeinen sehr wohlklingende Mundarten zerfällt. Die Hauptmundarten sind die von Groß-Rußland, Klein-Rußland, in einem Theile von Galizien, in Nord-Ungarn — das Ungarische selbst wird unter den turanischen Sprachen betrachtet werden — und der Bukowina und von Weiß-Rußland, an das Litauische grenzend. Schon in der Mitte des 6. Jahrhunderts nach Chr. hatte sich ein großer Slawenstamm von der Mündung der Donau bis zur Weichsel und Elbe, vom baltischen Meere bis an die Karpathen und gegen die Donau hin ausgebreitet. Einen Zweig desselben bilden auch die lausitzer Wenden, auch Sorben genannt, welche nicht nur in sprachlicher, sondern auch in politischer Hinsicht in zwei Haupttheile, die Lausitzer und Milzen zerfallen, von denen wir weiter unten sprechen werden. Wir kehren jetzt von diesem äußersten Westen des slawischen Sprachgebietes zunächst nach dem Osten zurück und betrachten das Russische etwas näher. Was die russischen Schriftzüge anbetrifft, so erinnern sie zum Theil an die griechischen. Wir stellen sie in den folgenden Tabellen zusammen:

Russisches Alphabet.

Figur.			Benennung.	Bedeutung.
Antiqua.	Cursiv.	Current.		
А а	*А а*	А А а а	As	a
Б б	*Б б*	Б Б б б б	Buki	b
В в	*В в*	В В в в в	Wjedi	w ff
Г г	*Г г*	Г Г г г	Glagol	g gh
Д д	*Д д д*	Д Д д д д	Dobro	d
Е е	*Е е*	Е Е е е	Jest	e je ö o
Ж ж	*Ж ж*	Ж Ж ж ж	Shiwete	sch sh
З з	*З з*	З З з з	Semla	s weich
И Й и й	*И Й и й*	И И и и	Ische	i
І і ї	*І і ї*	І І і і	I	i
К к	*К к*	К К к к	Kako	k ck
Л л	*Л л*	Л Л л л	Ljudi	l
М м	*М м*	М М м м	Muislete	m
Н н	*Н н*	Н Н н н	Nasch	n
О о	*О о*	О О о о	On	o a
П п	*П п*	П П п п	Pakoi	p
Р р	*Р р*	Р Р р р	Rzui	r
С с	*С с*	С С с с	Slowo	ss scharf
Т т ш	*Т т т*	Т Т т т	Twerdo	t
У у	*У у*	У У у у	U	u
Ф ф	*Ф ф*	Ф Ф ф ф	Fert	ph f
Х х	*Х х*	Х Х х х	Cherr	ch chch

Figur.			Benennung.	Bedeutung.
Antiqua.	Cursiv.	Current.		
Ц ц	*Ц ц*	Ц Ц ц ц	Zui	z
Ч ч	*Ч ч*	Ч Ч ч ч	Tscherw	tsch
Ш ш	*Ш ш*	Ш Ш ш ш	Scha	sch
Щ щ	*Щ щ*	Щ Щ щ щ	Schtscha	schtsch
Ъ ъ	*Ъ ъ*	Ъ Ъ ъ ъ	Jerr	macht hart
Ы ы	*Ы ы*	Ы Ы ы ы	Jerui	ui i dumpf
Ь ь	*Ь ь*	Ь Ь ь ь	Jer	macht weich
Ѣ ѣ	*Ѣ Ѣ ѣ*	Ѣ Ѣ ѣ ѣ	Jat	ä je jä
Э э	*Э э*	Э э	E	e
Ю ю	*Ю ю*	Ю Ю ю ю	Ju	ju u
Я я	*Я я*	Я Я я я	Ja	ä ja
Ѳ ѳ	*Ѳ ѳ*	Ѳ Ѳ ѳ ѳ	Fita	f
Ѵ ѵ	*Ѵ ѵ*	Ѵ Ѵ ѵ ѵ	Ischiza	y w

Man wird bemerken, daß dem Russischen die Konsonanten h, c, x, f und v fehlen, daß sie aber vier Zischlaute Shiwete, Tscherw, Scha und Schtscha, zwei lispelnde Laute Semla und Slowo und dazu noch den Zungenlaut Zui besitzen. Besonders merkwürdig sind noch die stets am Ende der Silben stehenden Buchstaben ъ und ь, welche den vorhergehenden Konsonanten (denn ein Vokal steht nie vor denselben) weich machen. Einen ganz eigenthümlichen Laut besitzt aber das Russische im ы (Jerui). Er klingt etwa wie ein grob, kurz und dumpf gesprochenes ui und läßt sich in unsere Lautreihen (auf S. 11) nur einfügen, indem man sich zwischen den beiden Reihen von a bis m und von a bis ṅ eine mittlere eingeschoben denkt; es würde dann auf a etwa das kurze englische a, dann das kurze, unserem ö etwas ähnelnde englische u und danach das russische ы folgen.

Wir gehen von diesen Bemerkungen über die Laute noch zu einigen kurzen Notizen aus der russischen Grammatik über. Wir sprachen oben von gewissen Vergrößerungswörtern in einigen romanischen Sprachen, z. B. im Spanischen. Es ist nun auch eine Eigenthümlichkeit des Russischen, sowie überhaupt der slawischen Sprachen, daß neben den fast in allen Sprachen gebräuchlichen und im Russischen besonders häufigen Verkleinerungswörtern hier auch Vergrößerungswörter gebildet werden können. Diese endigen im Allgemeinen auf ище, ища, auch auf ина, z. B. домъ, das Haus — доми́ще, ein ungeheures Haus. In ähnlicher Weise hat das Spanische die Vergrößerungssilben azo, on, ona, ote u. s. w. Außer den gewöhnlichen fünf Kasus hat das Russische noch einen Instrumentalis, der auf die Frage wodurch? womit? steht und zwar allein oder auch mit der Präposition съ. Ein siebenter Kasus, der Präpositiv, folgt nur auf gewisse Präpositionen und entspricht den Fragen: von wem? wovon? wobei? wo? worauf? nach wem? Die Deklinations-Endungen sind nach dem Geschlecht und namentlich auch je nachdem das Substantiv einen belebten oder unbelebten Gegenstand bezeichnet, verschieden. Bei den Hauptwörtern männlichen Geschlechts ist z. B. der Akkusativ der Ein- und Mehrzahl gleich dem Genitiv, wenn das Hauptwort einen belebten Gegenstand bezeichnet, bei unbelebten Gegenständen aber gleich dem Nominativ, wie bei den Neutris im Deutschen, Lateinischen, Griechischen u. s. w. Ueberhaupt bietet die Deklination im Russischen mancherlei Schwierigkeiten und zeigt ziemlich viele Unregelmäßigkeiten. Auch in der Deklination der Adjektiva, Fürwörter und selbst der Grundzahlen, von denen nicht etwa blos die drei oder vier ersten und nachher die Hunderte und Tausende, wie in andern Sprachen, beugungsfähig sind, zeigt sich eine große Formenfülle. Was die ebenfalls sehr formenreichen russischen Zeitwörter anbetrifft, so ist es unter Anderem bemerkenswerth, daß es hier Zeitwörter unbestimmter Form giebt. Diese unbestimmte Form drückt die Handlung ganz allgemein, ohne irgend eine besondere Bestimmung aus, sie zeigt also blos eine Gewohnheit, eine Fertigkeit in einer gewissen Handlung an. Der Engländer pflegt in ähnlichen Fällen sein Hülfsverb will zu brauchen, während im Lateinischen und Griechischen das Imperfektum ähnlich gebraucht werden kann. Für das mehrmals Geschehende hat übrigens die russische Sprache wieder eine besondere Form und ebenso für eine Handlung, welche blos einmal und zwar augenblicklich verrichtet

worden ist. Neben dieser sogenannten einmaligen Form giebt es aber noch eine vollendete einmalige Form, kurz die Zeitwörter treten uns überhaupt in sieben Formen entgegen, der unbestimmten, bestimmten, mehrmaligen, einmaligen (welche vier meist durch einfache Zeitwörter ausgedrückt werden), ferner der unvollendeten, vollendeten und vollendeten einmaligen (welche Formen gewöhnlich nur bei den mit Präpositionen verbundenen Zeitwörtern vorkommen). „Haben" wird, wie dies überhaupt in den slawischen Sprachen öfter geschieht, durch „sein" umschrieben. Die Erlernung des Russischen wird außer durch die vielen Deklinations- und Konjugations-Formen namentlich auch noch dadurch erschwert, daß die Rektionslehre in sehr vielen Fällen vom Deutschen abweicht und daß außerdem der Gebrauch der Präpositionen noch viel schwieriger zu erlernen ist, als im Englischen. Auch ist die Aussprache nicht leicht, da gewisse Buchstaben z. B. ю, ѣ, я verschieden lauten können. Endlich hat das Russische in der Wortstellung manche interessante Eigenthümlichkeit. Wir fügen zur weitern Veranschaulichung noch eine Bibelstelle (Matth. VI, 9—15) bei und stellen derselben gleich die polnische Uebersetzung gegenüber:

9. Молишесь же вы шакъ: Ошче нашъ, сущій на небесахъ! да свяшишся имя Твое;

10. Да пріидешъ царсшвіе Твое; да будешъ воля Твоя, и на землѣ, какъ на небѣ;

11. Хлѣбъ нашъ насущный дай намъ на сей день;

12. И просши намъ долги наши, какъ и мы прощаемъ должникамъ нашимъ;

13. И не предай насъ искушенію, но избавь насъ ошъ лукаваго. Ибо твое есшь царсшво, и сила, и слава во вѣки. Аминь.

9. Wy tedy tak się modlcie: Oycze nasz, któryś iest w niebiesiech: święć się imię twoie.

10. Przyidź królestwo twoie. Bądź twa wola iako w niebie tak i na ziemi.

11. Chleba naszego powszedniego day nam dzisiay.

12. I odpuść nam nasze winy, iako i my odpuszczamy naszym winowaycom.

13. I nie wwódź nas w pokuszenie. Ale nas zbaw ode złego. Amen.

Die polnische Sprache, auf die wir zunächst einen Blick werfen wollen, unterscheidet sich von der weichern russischen schon im Klange, da sie mehrere harte Konsonanten von ihren Nachbarn aufgenommen hat. Sie ist kräftiger, wohllautender, bild- und biegsamer als irgend

eine andere slawische Mundart. Seit dem Ende des 17. Jahrhunderts bedienen sich die Polen der lateinischen Buchstaben, mit denen auch mehrere altslawonische Buchstaben ausgedrückt werden mußten. Die Vokale sind folgende: a, á, ą, das wie an, in der Mitte eines Wortes wie on, vor b und p wie om und am Ende eines Wortes wie oh lautet; e (gleich dem deutschen ä), é (das entweder wie das deutsche e oder wie das polnische y hinter harten Konsonanten, oder wie i hinter Vokalen und weichen Konsonanten klingt), ę (sprich eng, in der Mitte der Wörter en, vor b und p em und zu Ende der Wörter eh); i, das wie ie ausgesprochen wird; o, ó (wie ein kurzes ŭ); u (langes u); endlich y, das scharf etwa wie i in „wird" oder ü in „würde" gesprochen wird. An Diphthongen ist die polnische Sprache reich; mit y bildet man ay, éy, iy, oy, uy, yy; mit i ia, ią, ie, ié, io, iu, iy; hier klingt das i zu Anfang der Wörter wie j, sonst wie i. Ferner aj, au, ei und oi, in denen man die Vokale getrennt ausspricht. Triphthongen d. h. Zusammensetzungen dreier Vokale sind iay, iey und iéy. An Konsonanten ist eine große Fülle vorhanden, und die genaue Aussprache derselben bereitet jedem Fremden bedeutende Schwierigkeiten. C klingt ungefähr wie das deutsche z, also co wie zo, während es im Gegentheil im Angelsächsischen stets, auch vor e und i wie k lautet. H wird bisweilen wie das deutsche ch ausgesprochen, was an das altdeutsche h erinnert, das ja auch häufig an der Stelle des später eingetretenen ch steht. Eine ganz eigenthümliche Aussprache hat das ł, das gestrichene l. Man versuche mit der Zungenspitze oben an den Gaumen zu stoßen, wie wenn man sie verschlucken wollte; s klingt scharf, z wie s. Jeder mit einem Strich, den man nicht für einen Accent halten darf, versehene Konsonant lautet so, wie wenn auf denselben ein halbstummes j folgte, also nić fast wie nizj, ći wie zji, koń wie konj, świnia wie ßjwinja, iżeś wie idscheß. Nämlich ź ähnelt dem französischen j und ist weicher als das deutsche sch zu sprechen, żaba klingt wie jaba, französisch ausgesprochen. Zusammengesetzte Konsonanten sind cz (tscherw), wie sch; szcz (schtscha), wie schtsch; dz, wie ds, dź wie dsj, dż wie dsch, aber sehr mild gesprochen. Rz lautet fast wie ein scharfes sch, rż noch etwas schärfer, so daß das r hörbar wird; st ist durchaus ein reines st, nicht etwa scht; sch ist wie ßch, also schować wie ßchowatzj zu sprechen. Das griechische ph ist in neuerer Zeit ungebräuchlich geworden, eben so q, wofür kw geschrieben wird. Auch x wird nur in Abbreviaturen

gebraucht. Die polnische Orthographie hat überhaupt im Laufe der Zeit mancherlei Veränderungen erfahren, auf die wir hier eben so wenig, wie auf die Grammatik näher eingehen wollen. Aus letzterer wollen wir nur erwähnen, daß es drei Deklinationen und drei Konjugationen giebt und daß man in den erstern Spuren des Dualis bemerkt. Der Artikel fehlt. Merkwürdig ist, daß das Adverbium unter gewissen Umständen auch gebeugt werden kann.

Wir gehen zu einem andern Dialekt des großen slawischen Sprachstammes über, welcher besonders unter den mittlern und untern Ständen des innern Böhmens, Mährens, um Troppau und in Oberungarn, im Ganzen von etwa 7 Millionen Menschen gesprochen wird und auch beim Unterricht und im Geschäftsleben namentlich in der neueren Zeit in diesen Gegenden sehr gebräuchlich ist, wir meinen die böhmische Sprache, von den Böhmen selbst die czechische genannt. Ihre höchste Ausbildung erlangte diese Sprache im 16. Jahrhundert, in welchem die böhmischen Gelehrten, durch Belohnungen aufgemuntert, in ihrer Muttersprache schrieben, Adel und Hof czechisch sprachen und die Gerichtsverhandlungen czechisch geführt wurden. Nachdem sie darauf in Verfall gerathen war und auch im Munde des Volkes von ihrem ursprünglichen Wohlklang und ihrer Eigenthümlichkeit immer mehr verloren hatte, nahmen sich der verwaisten seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gelehrte Patrioten wieder an. 1776 wurde ein Lehrstuhl der czechischen Sprache auf der wiener Hochschule errichtet. Seit 1818 wurde die Erlernung des Czechischen auch in den böhmischen Gymnasien wieder angeordnet und befohlen, daß die böhmischen Civilbeamten der czechischen Sprache mächtig sein sollten. In neuerer Zeit hat sich dann endlich das Czechenthum so hervorgehoben, daß man sogar in Gegenden, wo früher viel Deutsch gesprochen wurde, deutsche Sprache und Literatur absichtlich ignorirt. Eben weil aber in neuerer Zeit, besonders auch bei Gelegenheit des letzten deutschen Krieges, die allgemeine Aufmerksamkeit sich nach Böhmen gerichtet hat, dürfte eine etwas nähere Betrachtung dieser Sprache wol zweckgemäß sein.

Die czechische Sprache ist nicht so wohllautend wie die polnische, nicht so weich und anmuthig wie die serbische, von der wir auch eine Anschauung zu geben versuchen wollen, sie steht dem Altslawischen an Würde und Kraft entschieden nach, aber ihr grammatischer Bau ist interessant und in einzelnen Richtungen sogar vollendeter als der ihrer Schwestersprachen. Reichthum an Wurzelwörtern, Mannichfaltigkeit

der Ableitungs- und Biegungsformen, reine und bestimmte Vokalisirung hat sie mit allen slawischen Sprachen gemein; dabei läßt eine durchgängig bestimmte, vom Accente unabhängige Silbenmessung das Czechische besonders für altklassische und überhaupt künstlichere Versmaße geeignet erscheinen.

Im Böhmischen giebt es 34 Buchstaben, nämlich: a, b, c (dem deutschen z gleich, also car, Kaiser, zar), č (ähnlich dem tsch), d, ď oder dj, e, ě (schwer zu bezeichnen, etwa gleich j, aber mit dem vorangehenden Konsonanten zusammen zu sprechen) f, g, j, ch, i, k, l, m, n, ň (fast wie nj), o, p, q (nur in Fremdwörtern), r, ř (wie rsch), s, š (wie sch), t, ť (wie tje im Französischen metier), u, ů (dem uh ähnlich), v, x (nur in Fremdwörtern), y (wie ü), z, ž (wie ein gelind ausgesprochenes sch, mit dem ungarischen zs zu vergleichen). Ou lautet wie im Französischen; ú und í sind gedehnt auszusprechen.

Das Böhmische hat außer den gewöhnlichen fünf Kasus einen Ortskasus, Lokativ und einen Instrumentalis, der einigermaßen dem lateinischen Ablativ entspricht. Mit dem Vorworte s (se) zusammengefügt, heißt dieser Kasus der Sozial. Die Kasusendungen sind verschieden, je nachdem das Substantiv auf einen harten oder weichen Konsonanten oder auf einen Vokal endigt, ferner auch nach dem Geschlechte. Nur die Feminina und Neutra haben schon im Nominativ eine Kasus-Endung. Als Beispiel diene muž der Mann, muž-e des Mannes, muž-i dem Manne, muž-e den Mann, muž-i o Mann, v muž-i in dem Manne, s muž-em mit dem Manne; muž-i die Männer, muž-ů der Männer, muž-ům den Männern, muž-e die Männer, muž-i o Männer, v muž-ích in den Männern, s muž-i mit den Männern. Děvče Mädchen, wird deklinirt: děvče, děvčete, děvčeti, děvče, v děvčeti, s děvčetem; Mehrzahl: děvčata, děvčat, děvčatům, děvčata, v děvčatech, s děvčaty. Auch ein Dual, eine Zweizahl, hat sich im Böhmischen erhalten; so heißt z. B. oči die zwei Augen, uši die zwei Ohren, während ucha, der Plural, Henkel bedeutet. Die Beiwörter haben gewöhnlich Endungen für alle drei Geschlechter und werden vollständig durchdeklinirt. Ebenso die Zahlwörter. Die Zeitwörter zeigen eine große Mannichfaltigkeit der Endungen, jedoch meist nur in der ersten Person der Einzahl, da die andern Personen sich aus dieser im Allgemeinen einfach herleiten lassen. So bildet z. B. volati rufen, das Präsens: volám, volás, volá, voláme, voláte, volájí; učiti lehren, učim, učís, učí, učíme, učíte, učí (man vergl. amo und audio

im Lateinischen). Píti trinken wird aber píji, píješ, píje, píjeme, píjete, píji. So werden fünf Arten von Zeitwörtern unterschieden. Die Zeiten der Vergangenheit und Zukunft, die Modi und das Passivum drückt der Czeche durch Hülfszeitwörter aus. Nur für den Imperativ, Infinitiv und die Partizipien hat er noch besondere Formen. Die Wortfolge ist keinen besonderen Regeln unterworfen; Verständlichkeit und Vermeidung aller Zweideutigkeit ist hier Hauptsache. Die Verneinungswörter stehen immer vor den Begriffen, welche negirt werden sollen.

Einige Bibelverse mögen noch etwas tiefer in den böhmischen Satzbau einführen. Ich wähle dazu Ev. Lucä XI, 1. I stalo se, když se na gednom mjstě modlil, a přestal (und betete), že řekl gemu geden z učedlnjků geho: Pane, nauč nás (uns, vgl. nos) modliti se, gako i Jan učil (gelehrt) učedlnjky swé (Jünger seine). — 2. I řekl gim (oder jim, zu ihnen): Když se modljte, řjkegte: Otče nás (Vater unser), kterýž gsi w nebesjch, poswěť se gméno twé; přiď králowstwj twé (auch tvé geschrieben, dein); buď wůle twá gako (wie) w nebi (tak) i na zemi. — 3. Chléb náš (Brod unser) wezdegssj dáweg nám každého dne. — 4. I odpusť nám hřjchy nasse; nebo i my odpausstjme wsselikému winnjku swému. A neuwoď nás w pokussenj, ale (sondern) zbaw nás od zlého. Wir stellen dieser böhmischen Uebersetzung eine Probe des Wendischen an die Seite, wie es in der Ober-Lausitz gesprochen wird. In dieser Sprache lauten dieselben Verse: 1. A sta ho, so won bjesche na jenym Mjeszi a ho modlesche. A jako won bjesche pschestał, dzesche jedyn wot jeho Wuczomnikow knjemu: Kneze, nawucz nas kBohu ho modlicz, jako (wie) tejz Jan hwojich Wuczomnikow (Jünger) je wucził. — 2. Won (er) pak dzesche knim: Dyz wy ho kBohu modlicze, da rekcze: Nasch Wotze, kiz hy Nebeßach, hweczene budz twoje Meno (böhmisch gméno tvé). Twoje Kralestwo pschindz. Twoja Wola ho stan, kajz we Nebeßach, tak tejz na Semi. — 3. Daj nam (gieb uns) nasch wschjednу Kljeb pschezo. — 4. A wodaj nam nasche Rjechi; pschetoz tejz my wodowamy schitkim, kiz nam winowaczi hu. A newedz nas do Spytowanja, ale wumoz nas wot teho Słeho. Bei aufmerksamem Vergleichen bemerkt man leicht einige Verwandtschaft zwischen beiden Idiomen.

Die lausitzer Wenden oder Sorben nennen sich selbst Serben und sind ein Zweig des großen Slawenstammes, welcher sich schon im

6. Jahrhundert vor Chr. von der Mündung der Donau bis zur Weichsel und Elbe (auf dem rechten Ufer) und vom Baltischen Meer bis zu den Karpathen ausgebreitet hatte. Die Luticen in der Lausitz (jetzt nur noch etwa 150,000) bilden mit den Polen und Czechen (zu denen auch die Slowaken in Ungarn gehören) den zweiten oder westlichen Slowenenstamm, während die Russen und Russinen, die Altslowenen, die illyrischen Serben, die Kroaten und Winden in Krain, Kärnthen und Steiermark zu dem ersten oder östlichen Stamme gehören. Die Mundarten dieser beiden Stämme sind wol verwandt, unterscheiden sich aber doch wesentlich von einander. So kommt es, daß der Lausitzer den Polen viel besser versteht als den Illyrier, und der Russe wieder den Illyrier besser als den Czechen. Auch ist aus diesen sprachlichen Gründen die Annahme, daß die Serben unterhalb der Donau Abkömmlinge der lausitzer Serben sein sollten, zu bestreiten. Auch sind die „Wenden" in der Lausitz mit den Winden in Krain u. s. w. nicht stammverwandt. (Vgl. S. 51.)

Die Slowenen in der Lausitz zerfallen in die beiden Stämme der Milzen (Milčany) oder Oberlausitzer und der eigentlichen Lausitzer (Łužičany). Ueber die Aussprache des Serbischen nur ein paar Bemerkungen: ł klingt ähnlich wie im Polnischen, fast wie w, oder wie ein grobes l z. B. čoło Stirn; č sprich wie tsch, ć ungefähr wie das italienische c vor e und i; ž ist ein ganz sanftes sch. Ch klingt zu Anfang der Wörter häufig wie k; ds oder ts ist = tz; š ist sch; z ein sanftes s, dž ähnelt dem italienischen g vor e und i; dz ist gleich ds, aber als ein Laut gesprochen.

Die Geschlechter werden stets genau bezeichnet, selbst im Dual, der sich im Serbischen, wie im Böhmischen vorfindet. Der Unterschied der Deklination gründet sich bei den Maskulinen und Neutren nicht allein auf das Geschlecht, sondern auch auf die Härte oder Weiche der charakteristischen Endkonsonanten. Daher kommt es, daß man eigentlich fünfzehn Deklinationen unterscheiden kann; da nun 7 Kasus und auch ein Dual vorhanden ist, so ergeben sich eigentlich 315 Deklinations-Endungen, die aber allerdings nicht alle vorhanden sind, da eine große Anzahl als gleichlautend zusammenfällt. Wir wollen wenigstens die Nominative von 15 Paradigmen im Singular, Dual und Plural zusammenstellen:

Männlich.				Neutra.				
póp	dub	muz	meč	słowo	wéko	kazańo	polo	ćelo
popaj	dubaj	mužaj	mečaj	słowe	wécy	kazani	poli	ćeleći
popojo	duby	mužojo	meče	słowa	wéka	kazańa	pola	celata
oẃe, py		že						
I.		II.		III.		IV.		V.

Feminina.

ryba	réka	ẃes	zeḿa	ćésla	kósć
rybé	récy	wsy	zemi	ćéslej	kosći
ryby	réki	wsy	zeḿe	ćéslojo	kosće
				sle	
VI.			VII.		

Man wird in mehreren dieser Paradigmen böhmische Formen wiedererkennen. Pop heißt Priester, dub Eiche, muz Mann, meč Schwert, słowo Wort, wéko Deckel, kazańo Befehl, polo Feld, ćelo Kalb, ryba Fisch, réka Bach, ẃes Dorf, zeḿa Land, Erde, ćésla Zimmermann, kósć Knochen.

Auch die Adjektiva, Zahl= und Fürwörter entwickeln in der Deklination und Motion einen großen Formenreichthum. In den Personal=Endungen der Verba erkennt man ohne Schwierigkeit alte Formen der Pronomina, freilich meist in starker Verkürzung. So z. B. heißt das Präsens von „sein" jsym (statt jesm), jsy (jessy) je oder jo (jest); Dual: smój (jesmoj) staj und stej (jestaj und jestej); Plural: jsmy (jesmy) jsće (jesće) jsu (jesu). Das Hülfszeitwort „sein" lautet im Präsens noch kürzer: sym (lateinisch [e]sum), sy, jo; smoj oder sẃe, staj oder stej; smy, sće, su. Sonst unterscheidet man sieben Konjugationen, und da außerdem die Zahl der unregelmäßigen Verben nicht gering ist, so ergiebt sich, daß die Sorbenburg dieses eigenthümlichen Sprachidioms nicht leicht zu erobern ist.

Wenn wir eine vollständige Uebersicht aller slawischen Dialekte zu geben beabsichtigten, so würden noch mehrere Mundarten aufzuführen sein. Um aber nicht zu weit ab unter Kroaten und Slowaken zu gerathen, gehen wir nun ohne Verzug zu einer andern wichtigen Klasse der nördlichen Abtheilung der arischen Sprache über, an die uns schon die Buchstabenformen des Russischen erinnerten.

Die hellenische oder griechische Sprache.

Diese herrliche Sprache hat während ihres langen Bestehens — d. h. seit etwa drei Jahrtausenden — ziemlich bedeutende Umgestaltungen und Veränderungen erfahren, wenn auch nicht so tief eingreifende, wie andere Sprachen derselben Familie. Das Griechische zerfiel Anfangs in viele Dialekte, von denen die wichtigsten waren: der äolische, dorische, ionische, attische und macedonische. Ueberhaupt war ja die griechische Sprache zur Zeit ihrer Blüte nicht auf das eigentliche Griechenland beschränkt, sondern über einen großen Theil von Kleinasien, Süditalien und Sicilien, sowie über die vielen griechischen Kolonien, namentlich an den Gestaden des Mittelmeeres, verbreitet. Daraus erklärt sich eben auch die Verschiedenheit der griechischen Mundarten. Diese lassen sich aber auf die dorische und ionische, als die beiden wichtigsten, zurückführen. Die erstere trägt das Gepräge des Stammcharakters an sich; sie bewahrte in ihrer Schroffheit und Härte mit Vorliebe alterthümliche Wortformen und gebrauchte namentlich den A-Laut häufig. Daher wurde ihr von den Hellenen selbst eine breite Aussprache zugeschrieben. Ihr nahe verwandt ist der äolische Dialekt, der auch die alterthümliche Strenge und Einfachheit in der Bildung der Wortformen beibehielt und eben deshalb, wenigstens in einigen Flexionsformen, verhältnißmäßig noch die meiste Aehnlichkeit mit dem ältern Latein zeigt. Der ionische Dialekt ist der Antipode des dorischen genannt worden, er soll also in vielen Beziehungen einen Gegensatz zum dorischen Dialekte bilden; man muß aber doch nicht etwa glauben, daß dieser Gegensatz zwischen dorisch und ionisch sehr tief eingreifend sei. Die Unterschiede beziehen sich meist nur auf den Klang, auf die Wortbildung, auf die Weichheit derselben, die Häufung der Vokale, das offenbare Bestreben, harte Klänge durch eingeschobene Vokale zu erweichen, wie es hier eben so wie in den ältesten Sprachen des arischen Stammes hervortritt. Herodot, der sein unsterbliches Geschichtswerk im ionischen Dialekte schrieb, lehrt uns vier Unterabtheilungen desselben unterscheiden: den lydischen Jonismus (in Ephesus, Kolophon, Lebedos, Teos, Klazomenä, Phokäa), den dorischen (in Milet, Myus und Priene), den

chiischen (in Chios und Erythrä) und den samischen (auf der Insel Samos). Die Sprache Homer's nennt man den epischen oder älteren ionischen Dialekt. Der attische Dialekt hält auf schöne Weise die Mitte zwischen dorischer Härte und ionischer Weichheit. Er zeichnet sich, wie wol mancher meiner jungen Freunde wissen wird, durch eine vollendete Abrundung in der Formenbildung, wie durch die große Feinheit, Gewandtheit und Biegsamkeit der syntaktischen Verbindungen aus. Es ist daher, sowie auch aus der politischen Bedeutung, die sich Athen wenigstens eine Zeitlang errungen hatte, wohl erklärlich, wie gerade diese Mundart sich am weitesten verbreiten konnte. Ueberdies sind ja alle die herrlichsten Schriftwerke, welche die Grundlage des griechischen Sprachstudiums bilden, in diesem Dialekte geschrieben. Durch diese allgemeine Verbreitung mußte aber der attische Dialekt nothwendig auch allmälig mehr und mehr von seiner Eigenthümlichkeit einbüßen und Neues, theilweise sehr Fremdartiges, in sich aufnehmen. So bildete sich aus dem attischen Dialekt der allgemeine oder hellenische. Als die Schriftsteller anfingen, nach dem alten reinen Atticismus zu suchen und zu streben, als sie ihn nicht mehr gleichsam unbewußt zu schreiben vermochten, da hatte sich auch schon der sogenannte neuere Atticismus gebildet. Wesentliche Veränderungen erlitt auch die griechische Sprache in Macedonien, und die von dort sich zugleich mit der macedonischen Herrschaft über die unterworfenen Barbaren verbreitende Mundart heißt der macedonische Dialekt. Die Gelehrten zu Alexandrien bestrebten sich zwar, den echten Atticismus zu bewahren, allein auch in ihre Ausdrucksweise mischte sich manches Fremdartige. Durch die Uebersetzung der Schriften des alten Testaments in's Griechische entstand der kirchliche Dialekt. Die neugriechische Sprache endlich hängt zwar durch Grammatik und Wörterschatz noch mit der altgriechischen zusammen, ist aber freilich im Laufe der Zeit durch viele Zusätze an Wörtern, Formen und Wendungen der klassischen Sprache von Hellas mehr und mehr entfremdet worden. Nach ihr richtet sich im Allgemeinen die eine Methode, das Altgriechische auszusprechen, nämlich die reuchlinische, während die wol ohne Zweifel von der alten Aussprache mehrfach abweichende erasmische jetzt sehr verbreitet ist. Erasmus hatte dieselbe eigentlich nur zum Scherze aufgestellt, sie ist aber mit einigen Modifikationen, wenigstens in Deutschland, ziemlich allgemein angenommen worden. Weil hier η (Eta) wie e ausgesprochen wird, so pflegt man ihre Vertheidiger

Etacisten zu nennen, während die Anhänger der reuchlinischen Aussprache, nach welcher, wie bei den Neugriechen, η, ει, οι, υ und υι sämmtlich wie i lauten, Itacisten genannt werden. Im griechischen Alphabete unterscheidet man übrigens die ältesten 16 Buchstaben, welche Kadmos den Griechen aus Phönizien gebracht haben soll, von den erst später eingeführten verlängerten Vokalen oder zusammengesetzten Konsonanten. Die 7 Vokale sind: Α α, Alpha, a (Zahlwerth 1); Ε ε, Epsilon, e (5); Η η, Eta, ē (8); Ι ι, Jota, i (10); Ο ο, Omikron, ŏ (70); Υ υ, Ypsilon, ü (400); Ω ω, Omega, ō (800). Die 17 Konsonanten sind: Β β, Beta, b (2); Γ γ, Gamma, g (3); Δ δ Delta, d (4) [Ϝ Bau oder Digamma, ein später außer Gebrauch gekommener Konsonant, Zahlwerth 6]; Ζ ζ, Zeta, weiches z (7); Θ ϑ, Thēta, th (9); Κ κ, Kappa, k (20); Λ λ, Lambda, l (30); Μ μ, My, m (40); Ν ν, Ny, n (50); Ξ ξ, Xi, x (60); Π π, Pi, p (80); [ϟ oder Ϙ Kóppa, ein älterer dem hebräischen Koph und lateinischen Q entsprechender Konsonant (90)]; Ρ ρ, Ro, r (100); Σ σ ς, Sigma, s (200); Τ τ, Tau, t (300); Φ φ, Phi, ph (500); Χ χ, Chi, ch (600); Ψ ψ, Psi, ps (700). [ϡ San oder der Gestalt wegen fälschlich Sampi genannt, ein älterer dem hebräischen Schin entsprechender Konsonant (900).] Außer diesen Buchstaben giebt es noch mancherlei Zeichen zur Bezeichnung des gelinden und starken Hauches (᾿ ῾), Accente (z. B. ά, ὰ und ᾶ), untergeschriebene Jota (z. B. ᾳ, ῃ) und andere.

Die sowol in ihrem etymologischen als syntaktischen Theile mit feinstem Sprachgefühl ausgebaute und in jeder Beziehung höchst vollkommene griechische Grammatik kann hier unmöglich in der Kürze dargestellt werden. Nur über den Klang der Sprache wollen wir bemerken, daß in ihr alle harten Konsonanten-Verbindungen, auch die Konsonanten am Ende der Wörter (n, r und s ausgenommen) vermieden werden. Eben dieser lautlichen Eigenthümlichkeiten wegen stellen sich z. B. in der Flexion des Verbs Formen neben einander, welche auf den ersten Blick gar nicht zu einander zu gehören scheinen.

Der Unterschied zwischen dem neugriechischen Dialekte und der altgriechischen Sprache, der nur wenig in den Wortwurzeln, aber desto mehr in dem syntaktischen Bau und auch in der Flexion hervortritt, wird sich wenigstens in einigen wesentlichen Punkten aus der Vergleichung einiger Bibelstellen ergeben. Wir stellen zunächst Ev. Matth. 6, 9 flg. in beiden Sprachen einander gegenüber:

Altgriechisch.

9. Οὕτως οὖν προςεύχεσϑε ὑμεῖς· Πάτερ ἡμῶν ὁ ἐν τοῖς οὐρανοῖς, ἁγιασϑήτω τὸ ὄνομά σου.

10. Ἐλϑέτω ἡ βασιλεία σου· γενηϑήτω τὸ ϑέλημά σου, ὡς ἐν οὐρανῷ καὶ ἐπὶ τῆς γῆς·

11. Τὸν ἄρτον ἡμῶν τὸν ἐπιούσιον δὸς ἡμῖν σήμερον·

12. Καὶ ἄφες ἡμῖν τὰ ὀφειλήματα ἡμῶν, ὡς καὶ ἡμεῖς ἀφίεμεν τοῖς ὀφειλέταις ἡμῶν·

13. Καὶ μὴ εἰςενέγκῃς ἡμᾶς εἰς πειρασμὸν, ἀλλὰ ῥύσαι ἡμᾶς ἀπὸ τοῦ πονηροῦ, ὅτι σοῦ ἐστιν ἡ βασιλεία καὶ ἡ δύναμις καὶ ἡ δόξα εἰς τοὺς αἰῶνας. ἀμήν.

14. Ἐὰν γὰρ ἀφῆτε τοῖς ἀνϑρώποις τὰ παραπτώματα αὐτῶν, ἀφήσει καὶ ὑμῖν ὁ πατὴρ ὑμῶν ὁ οὐράνιος.

15. Ἐὰν δὲ μὴ ἀφῆτε τοῖς ἀνϑρώποις τὰ παραπτώματα αὐτῶν, οὐδὲ ὁ πατὴρ ὑμῶν ἀφήσει τὰ παραπτώματα ὑμῶν.

Neugriechisch.

Οὕτω λοιπὸν νὰ προςεύχησϑε σεῖς· Πάτερ ἡμῶν ὁποῦ εἶσαι εἰς τοὺς οὐρανούς· ἂς ἁγιασϑῇ τὸ ὄνομά σου· Ἂς ἔλϑῃ ἡ βασιλεία σου· ἂς γίνῃ τὸ ϑέλημά σου, καϑὼς εἰς τὸν οὐρανὸν, οὕτω καὶ εἰς τὴν γῆν.

Τὸ ψωμίον μας τὸ καϑημερινὸν δός μας τὸ σήμερον.

Καὶ συγχώσησόν μας τὰ χρέη μας, καϑὼς καὶ ἡμεῖς συγχωροῦμεν τοὺς χρεωφειλέτας μας.

Καὶ μὴ μᾶς φέρῃς εἰς πειρασμόν· ἀλλὰ ἐλευϑέρωσόν μας ἀπὸ τὸν πονηρόν· διότι ἐδική σου εἶναι ἡ βασιλεία, καὶ ἡ δύναμις, καὶ ἡ δόξα, εἰς τοὺς αἰῶνας. Ἀμήν.

Διότι ἂν σεῖς συγχωρήσητε εἰς τοὺς ἀνϑρώπους τὰς ἁμαρτίας των, ϑέλει συγχωρήσει καὶ σᾶς ὁ Πατήρ σας ὁ οὐράνιος.

Ἐὰν δὲ σεῖς δὲν συγχωρήσητε εἰς τοὺς ἀνϑρώπους τὰς ἁμαρτίας των, οὐδὲ ὁ Πατήρ σας ϑέλει συγχωρήσει τὰς ἁμαρτίας σας.

Man bemerkt sofort, daß die Fürwörter sich zum Theil verändert haben. Die kleine Wortmünze, welche im täglichen Verkehr am häufigsten gebraucht wird, verliert auch am leichtesten ihr scharfes Gepräge. Ferner hat die Rektion der Verba und Präpositionen sich wesentlich verändert. Letztere regieren, wie im Französischen und Englischen, den Akkusativ: εἰς τὸν οὐρανὸν kann sogar „im Himmel" und εἰς τοὺς ἀνϑρώπους nach συγχωρεῖν etwa dasselbe wie „den Menschen" bedeuten. Die Konjugation hat aber vollends wesentliche Veränderungen erfahren. In der Ruine des großartigen Baues eines antik griechischen Zeitwortes hat sich das modern griechische Verb, so zu sagen, wohnlich eingerichtet. Das Futurum wird umschrieben, statt estai, er wird sein, heißt es thélei eînai, he will be, er will sein.

Der Aorist hat sich im Neugriechischen erhalten, dagegen sind die alten Perfektformen zerstört. „Er hat ihre Augen verblendet und ihr Herz verstocket", τετύφλωκεν αὐτῶν τοὺς ὀφθαλμοὺς, καὶ πεπώρωκεν αὐτῶν τὴν καρδίαν, lautet neugriechisch: „ἐτύφλωσε τὰ ὀμμάτιά των, καὶ ἐσκλήρυνε τὴν καρδίαν των". Das altgriechische Wort für „Auge" ist durch ein Verkleinerungswort (ommation) ersetzt, sowie das lateinische oculus selbst eigentlich schon ein Diminutivum ist. Solche Wörter finden sich im Neugriechischen öfter, ohne daß ihnen von der ursprünglichen Bedeutung noch irgend Etwas anhängt. Auch im Italienischen läßt sich Aehnliches nachweisen; sorella heißt einfach Schwester, und fratello Bruder, obgleich es ursprünglich Verkleinerungswörter sind. Unter den altgriechischen Dialekten steht der äolisch-dorische dem Neugriechischen verhältnißmäßig noch am nächsten.

Die germanischen Sprachen.

Nachdem wir absichtlich bei der Sprache der Hellenen etwas länger verweilt haben, gehen wir nun zur letzten und für uns wichtigsten Klasse der arischen Sprachfamilie über, nämlich zu den germanischen Sprachen. Es hat höchst wahrscheinlich niemals eine gemeinsame, gleichförmige deutsche oder teutonische Sprache gegeben; auch läßt es sich nicht beweisen, daß zu irgend einer Zeit eine gleichförmige hochdeutsche oder niederdeutsche Sprache vorhanden gewesen sei. Die deutsche Grundsprache hat vielmehr schon in alter Zeit die vier Hauptzweige des Hoch- oder Oberdeutschen, des Niederdeutschen, Gothischen und Skandinavischen aufzuweisen gehabt. Die Verwandtschaft aller dieser Zweige des germanischen Sprachstammes mit dem Sanskritischen, dem Zend, dem Griechischen, Lateinischen, Litauischen und Altslawischen ist von gelehrten Forschern nachgewiesen worden. Zwar sind uns aus der ältesten Periode der germanischen Mundarten nur wenige Reste, meist nur einzelne Wörter, und dazu vorzugsweise Eigennamen, übrig geblieben; doch beweist auch dies Wenige, daß sie schon damals alle die Wurzelwörter besaß, welche noch gegenwärtig fortleben. Die alte Sprache, von welcher uns Bruchstücke übrig

geblieben sind, war rein, voll und wohltönend. Bei aller Rauheit und Härte, wie sie die Häufung der Konsonanten, die starken Hauchlaute, tiefen Vokale und Doppellaute hervorbrachte, hatte sie doch auch etwas Mildes und Weiches. Ihre Biegungen und Wendungen waren mannichfaltig, frisch und kräftig, ihr Satzbau zeigte freie und leichte Beweglichkeit. Die Sprache der östlichsten germanischen Stämme, und zugleich die älteste und formenreichste, war die gothische, welche wir hauptsächlich aus der Bibelübersetzung des Bischofs Ulfilas oder Wulfila († 381) kennen. Eine der merkwürdigsten Eigenthümlichkeiten dieser gothischen Mundart ist der dem Griechischen ähnliche Dualis. An das Griechische erinnern auch gewisse Eigenthümlichkeiten der Wortstellung. Vermöge ihres lautlichen Baues gehört das Gothische zum Niederdeutschen und ist in seiner Grammatik, mit wenigen Ausnahmen, weit ursprünglicher als das Angelsächsische. Das Gothische scheint auch unter allen germanischen Mundarten zuerst in geregelter Schrift gleichsam fixirt worden zu sein und eben dadurch ist es uns möglich, die Sprache in ihrer Reinheit noch jetzt zu erkennen und aus den wenigen Fragmenten eine vollständige Grammatik derselben zusammenzustellen. Die gothische Sprache hat 25 Buchstaben mit folgenden Figuren und Zahlwerthen:

Figur.	Bedeutung.	Zahlwerth.	Figur.	Bedeutung.	Zahlwerth.
𐌰	a	1	𐌽	n	50
𐌱	b	2	𐌾	j	60
𐌲	g	3	𐌿	u	70
𐌳	d	4	𐍀	p	80
𐌴	e	5	𐍂	r	100
𐌵	q	6	𐍃	s	200
𐌶	z	7	𐍄	t	300
𐌷	h	8	𐍅	v	400
𐌸	dh (Þ)	9	𐍆	f	500
𐌹 𐌹̈	i	10	𐍇	x	600
𐌺	k	20	𐍈	w	700
𐌻	l	30	𐍉	o	800
𐌼	m	40			

Außerdem sind noch für 90 und 900, wie im Griechischen, besondere Zahlzeichen 𐍁 und 𐍊 vorhanden. Wir werden übrigens auf die gothische Schrift bei Gelegenheit der Runen weiter unten noch einmal zurückkommen.

Wir werfen zunächst noch einen Blick auf die deutschen Mundarten. Es wurde schon gesagt, daß das Gothische seinem lautlichen Bau nach zur *niederdeutschen*, d. h. zu der weichen Sprache des Nordens hinneige. Dennoch gehört es eigentlich zu dem hochdeutschen Zweige unserer herrlichen Muttersprache und es ist ihm insofern das Alt- und Mittelhochdeutsche an die Seite zu stellen. Mit dem Namen Althochdeutsch bezeichnet man die Sprachen, welche sich auf den Grund dreier Mundarten, der schwäbischen, bayerisch-österreichischen und fränkischen, die man für die Blütezeit der altdeutschen Literatur um 1200 auch passender scheidet, entwickelte. Diesem Zweige steht dann der niederdeutsche gegenüber, der in die Dialekte von England (Angelsächsisch), Holland (Altholländisch), Friesland (Altfriesisch) und des nördlichen Deutschlands (Altsächsisch und Plattdeutsch) zerfällt. Das Altsächsische aus der christlichen Zeit, welches in der Gegend zwischen Münster, Essen und Cleve gesprochen wurde, ist durchaus nicht mit dem Angelsächsischen zu verwechseln; es nähert sich mehr dem Niederländischen. Merkwürdig ist es, in wie gesonderter Stellung sich das Friesische gehalten hat.

Die angelsächsische Sprache entstand in England aus den von Sachsen um 450 dahin verpflanzten niederdeutschen Dialekten und bildete sich im 9. Jahrhundert zur Schriftsprache aus. Seitdem entstanden geschriebene Gesetze, und König Alfred selbst übersetzte fremde Werke in das Angelsächsische. Das Englische ging nicht allein aus dem Angelsächsischen von Wessex, sondern auch aus den in jedem Theile Großbritanniens gesprochenen Dialekten hervor, die sich durch lokale Eigenthümlichkeiten unterschieden und zu verschiedenen Zeiten durch den Einfluß des Lateinischen, Dänischen, Normannischen, Französischen und anderer fremder Elemente verändert wurden, doch so, daß die eigentliche Grundlage, der *grammatische Bau* der Sprache, germanisch blieb. Das Altfranzösische war nach dem Sturze der angelsächsischen Dynastie und der Machtbegründung der normännischen, nach 1066, Hof- und Gerichtssprache geworden. Blos die niederen Klassen hielten das Angelsächsische fest, und die Klöster bewahrten dessen Kenntniß. Im Laufe des 13. Jahrhunderts kam zwar die angel-

sächsische Sprache wieder mehr in Aufnahme, aber sie hatte ihre Reinheit verloren, und eine Mischsprache fing an sich zu bilden, aus der eben das neuere Englisch entstanden ist.

Die Schriftzeichen des Angelsächsischen sind folgende: a, dem kurzen a im Deutschen gleichklingend; c, stets wie k; e, kurz wie e in „sprechen", vor einem Konsonanten, dem ein Vokal folgt, wie e in „er". Vor a und o lautet es fast wie j, am Ende einer Silbe ist es kaum hörbar; f, zwischen zwei Vokalen und am Ende einer Silbe wie v; g, stets wie ein weiches k zu sprechen; für gg wird auch cg, vergl. das griechische Βάκχος, geschrieben; h wird kräftig gehaucht, ähnelt am Ende dem ch, vergleiche das althochdeutsche ih (ich); i kann auch wie j klingen; o, kurz wie in „Gott"; dh, dem weichen th im Englischen gleichend; tha, gleich dem harten th im Englischen.

A	a	a	N	n	n
B	b	b	O	o	o
C	c	c	P	p	p
D	ꝺ	d	R	ꞃ	r
E	e	e	S	ꞅ	s
F	ꝼ	f	T	ꞇ	t
G	ᵹ	g	U	u	u
H	h	h	V	ƿ	v
I	ı	i	X	x	x
K	k	k	Ẏ	ẏ	y
L	l	l	Z	z	z
M	m	m	Ð	ð	dh
			Þ	þ	th

Doch wir kehren von diesem Ausfluge in das Land der Angelsachsen in unser deutsches Vaterland zurück und stellen unserem Leser zunächst die Fragen: Wie hat sich die deutsche Muttersprache aus den oben kurz angegebenen Hauptklassen weiter entwickelt? Wie ist namentlich unsere heutige Schriftsprache, das Neuhochdeutsche, entstanden? Zur eigenen Beantwortung so wichtiger Fragen fehlt uns freilich hier der Raum, und wir müssen daher auf gute Werke über deutsche Literatur und vor Allem auf den deutschen Unterricht hinweisen, der hierüber vor Allem Aufschluß geben muß. Nur daran wollen wir noch dringend erinnern, daß es wahrlich nicht leicht ist, die eigene Muttersprache zu reden; man betrachte sie ja nicht als eine unterwürfige Sklavin, welche sich in jede Laune des Gebieters fügen müsse; sie ist, wenn irgend eine andere Sprache, rein, freigeboren und edel. Rein nennen wir aber die deutsche Sprache, trotzdem, daß sie manches Fremdwort in sich aufgenommen hat. Es ist auch ein tadelnswerthes Bestreben, alle Wörter, die irgend eine fremde Färbung zeigen, etwa so aus dem Wörterschatze der Sprache hinauswerfen zu wollen, wie der Weiße in Amerika den Farbigen von sich fern hält. Fremdwörter

sind vielmehr für eine lebenskräftige und gebildete Sprache sowol nothwendig als auch vortheilhaft. Nur solche Völker kennen durchaus kein Fremdwort, welche sich nach Barbarenart in ihren Sprachgrenzen abschließen und am liebsten, wie die mächtigsten Stämme der alten Germanen, rings um ihre Landesgrenzen möglichst breite Striche Landes wüst legen möchten. Gleich wie ein kräftiger Feind an den Grenzen das Volk selbst wach und kampfbereit erhält, so reizt das Fremdwort schon durch sein bloßes Dasein die heimische Sprache zu unaufhörlicher, unermüdlicher Gegenwirkung, es fordert gleichsam zu fortwährendem Widerstande heraus, — und keine Nation hat so schlagfertig und tapfer Jahrhunderte lang mit dem Fremdworte gerungen, wie gerade die deutsche. Ein Fremdwort besiegen ist aber so viel als — übersetzen. Wodurch übt sich der Schüler, wenn er kaum in eine höhere Schule eingetreten ist, vorzugsweise in der deutschen Muttersprache? Wie erzielt er bei diesen Uebungen die besten Erfolge? Ebenfalls durch Uebersetzen, dadurch, daß er sich in die Gedankenkreise fremder Nationen hineinzuversetzen und das, was er nicht genau nachbilden kann, wenigstens zu ersetzen sucht. Gerade deshalb, weil wir Deutschen vor allen Nationen im Uebersetzen so Bedeutendes geleistet haben, so daß ganze Bibliotheken aus deutschen Uebersetzungen fremder Klassiker zusammengestellt werden können, hat sich unsere Sprache frisch und lebendig fortentwickelt. Wie manches gute deutsche Wort verdankt dem Ringen und Kämpfen mit einem bedeutungsvollen Fremdworte seinen Ursprung! Daß aus solchen Kämpfen das Fremdwort bisweilen als Sieger hervorgegangen ist, thut der Reinheit der Sprache keinen Abbruch. Man braucht nur klar und scharf zu denken und man wird dann auch gewissenhaft wählen und vor Allem sich an eine tiefere Betrachtung jedes einzelnen Wortes nach Form und Inhalt gewöhnen. In neun Fällen unter zehn wird man überdies bald bemerken, daß die deutsche Sprache aus ihren reichen Schatzkammern weit mehr bietet, als dem durch die Fülle des vorliegenden Fremden gleichsam geblendeten und verwirrten Sinne Anfangs sichtbar geworden war. Für den einen übrig bleibenden Fall wird dann Jeder, der mit Stoff und Form seines Denkens gewissenhaft umgeht, gewiß auch das treffendste Fremdwort herausgreifen, und Hörer und Leser werden dann spüren, daß der fremde Gast vollkommen berechtigt ist, sich mitten unter den deutschen Wortbürgern anzusiedeln. Ganz besonders gilt dies aber von der Wissenschaft selbst

und ihren Ausdrücken. Wer will etwas dagegen einwenden, daß man z. B. „Grammatik" sagt, daß man von Nomen, Verben, Partikeln als Redetheilen spricht? Wenn wir demnach alle Fremdwörter schonungslos verbannen, für welche unsere herrliche Muttersprache selbst passende Ausdrücke darbietet, so behaupten wir doch zugleich, daß, wenn solche Ausdrücke sich nicht finden lassen, das Fremdwort nur zur Kräftigung der heimischen Sprache dienen und ihr zum Schmuck und Vortheil gereichen kann.

Wir haben uns absichtlich bei der Betrachtung unserer deutschen Muttersprache etwas länger aufgehalten und zuletzt noch einige Streifzüge an ihren Grenzen — namentlich an denen von Welschland, woher uns so manches Fremde zugeführt ward — unternommen. Wir wandern von diesen Südgrenzen nun zunächst nach dem Norden des germanischen Sprachgebietes, zu den skandinavischen Sprachen. Diese sind wie ein dritter Strom germanischer Sprache zu betrachten, welcher seine Unabhängigkeit eben so wie das Hoch- und Niederdeutsche behauptet hat. Dieser skandinavische Sprachenzweig besteht gegenwärtig aus drei Literatursprachen, denen Schwedens, Dänemarks und Islands, und aus verschiedenen örtlichen Mundarten, besonders in den abgeschlossenen Thälern und Fjorden Norwegens, wo jedoch die Literatursprache das Dänische ist. Es wird gewöhnlich angenommen, daß bis zum elften Jahrhundert genau dieselbe Sprache in Schweden, Norwegen und Dänemark gesprochen worden sei, und daß diese Sprache sich in dem fast von der Welt abgeschlossenen Island beinahe unverändert erhalten habe, während sie sich in Schweden und Dänemark zu zwei neuen Nationalsprachen fortentwickelte. Wenn man aber auch in so früher Zeit eine und dieselbe Sprache (damals normännisch genannt) verstanden haben mag, so ist es doch zweifelhaft, ob auch wirklich nur eine Sprache von allen Normannen gesprochen worden sei und ob nicht die ersten Keime des Schwedischen und Dänischen schon lange vor dem elften Jahrhundert in den Mundarten der zahlreichen Clans und Stämme der skandinavischen Rasse hervorgesproßt sein möchten. Diese Rasse theilt sich offenbar in zwei Zweige, welche von den schwedischen Gelehrten der ost- und westskandinavische genannt werden. Der erstere würde dann durch die alte Sprache Norwegens und Islands, der letztere durch das Schwedische und Dänische repräsentirt werden.

In den skandinavischen Sprachen bereitet, eben so wie im Eng-

lischen, die Aussprache einige Schwierigkeiten. Selbst im Dänischen, das wir zunächst etwas näher betrachten wollen, ist das aa und in manchen Wörtern auch das o, die gewissermaßen ihre Laute vertauscht haben (Orden, ofte klingt fast wie Aarden, aafte und Faar klingt wie Får), nicht ganz leicht zu sprechen. Auch der Diphthong eu hat eine schwer zu bezeichnende Aussprache. D hinter einem Konsonanten am Ende einer Silbe wird eben so wenig gehört, wie h vor v zu Anfang eines Wortes. V klingt oft völlig wie u, dann auch wieder wie f, in das es häufig übergeht. Eigenthümlich ist der Gebrauch des Artikels im Dänischen; „en Mand" heißt ein Mann, „Manden" der Mann, Mehrzahl „Mœndene". Der große Mann heißt im Nominativ, Dativ und Akkusativ „den store Mand", im Genitiv „den store Mands", Mehrzahl „de store Mœnd, de store Mœnds, de store Mœnd, de store Mœnd". Das Neutrum das und ein heißt det und et. Bei der Anrede braucht der Däne, wie wir, Sie (De), setzt aber das Verb im Singular daneben. Die Umschreibung des Futurs mit „vil" und „skal" (vilde und skulde) erinnert an das Englische; dagegen ist für das Passivum, welches allerdings auch mit „blive" (bleiben) umschrieben werden kann, eine eigene Endung „es" vorhanden. Von „hilse", grüßen, wird abgeleitet (Jeg, du, han, vi, i, de) „hilses", ich u. s. w. werde gegrüßt; „jeg u. s. w. hilsedes", ich wurde gegrüßt; „jeg vil", oder „skal hilses", ich werde gegrüßt werden. Die Personalendungen sind, wie im Englischen, verloren gegangen. Sogar „grüße" und „grüßest" heißt unverändert „hilser", aber der Plural „hilse". Für das Imperfekt bleibt ein und dieselbe Form (z. B. „hilsede", grüßte, „draebte", tödtete) stehen. Von den starken Verben der teutonischen Sprache hat sich eine Anzahl auch im Dänischen erhalten, z. B. „Jeg bringer, bragte, har bragt; jeg finder, fandt, har fundet; synger, sang, har sjunget; jeg skriver, skrev, har skrevet" u. s. w. Wir schließen diese kurzen Bemerkungen mit einigen kleinen Sätzen ab, deren Uebersetzung keine großen Schwierigkeiten veranlassen wird. I have en Pennekniv. Han havde Æbler. Han vilde have Fiender. Jeg var nysgjerrig. Vilde de vorde arbeidsomme? Jeg har udgivet mine Penge. Min lille (engl. little) Søn er død u. s. w. Zum Schluß noch das Vaterunser, das wir in englischer Sprache zur Vergleichung gegenüberstellen:

St. Matthæi Evangelium, Kap. VI.	St. Matthew, Chapter VI.
9. Derfor skulle I saaledes bede: Vor Fader, du som er i Himlene! Helliget vorde dit Navn (dit ist Neutrum);	After this manner therefore pray ye: Our Father which are in heaven, Hallowed be thy name.
10. Komme dit Rige; Skee din Villie, som i Himmelen, saa og paa Jorden;	Thy kingdom come. Thy will be done in earth as it is in heaven.
11. Giv os i Dag vort daglige Brød;	Give us this day our daily bread.
12. Og forlad os vor Skyld, saa som vi og forlade vore Skyldnere;	And forgive us our debts, as we forgive our debtors.
13. Og led os ikke ind i Fristelse, men frie os fra det Onde; thi dit er Riget og Kraften og Herligheden i Evighed, Amen.	And lead us not into temptation, but deliver us from evil: For thine is the kingdom, and the power, and the glory, for ever. Amen.

Das zweite Kapitel der Apostelgeschichte beginnt:

(De hellige Apostlers Gjerninger, II, 1—4.)	(The Acts of the Apostles, Chapt. II, 1—4.)
1. Og der Pintsefestens Dag var kommen, vare de Alle eendrægtigen tilsammen.	And when the day of Pentecost was fully come, they were all with one accord in one place.
2. Og der kam pludseligen en Lyd af Himmelen, som af et fremfarende vældigt Veir, og opfyldte det ganske Huus, hvor de sadde.	And suddenly there came a sound from heaven as of a rushing mighty wind, and it filled all the house where they were sitting.
3. Og der saaes af dem adskilte Tunger, som af Ild, og den satte sig paa Enhver af dem.	And there appeared undo them cloven tongues, like as of fire, and it sat upon each of them.
4. Og de bleve Alle opfyldte af den Hellig Aand og begyndte at tale med andre Tungemaal, eftersom Aanden gav dem at tale.	And they were all filled with the Holy Ghost, and began to speak with other tongues, as the Spirit gave them utterance.

Wir gehen nun zunächst zu dem Schwedischen über. Diese Sprache ist, wenn man nur einigermaßen mit dem Dänischen bekannt geworden, nicht schwer zu erlernen. Auch erinnert hier wieder manche Form und Konstruktion an das Englische. Das Schwedische ist reich an Mundarten, unter denen die von Södermannland der allgemein angenommenen Schriftsprache am nächsten kommt. Die Aussprache ist an sich nicht schwierig, kann aber doch nur im Umgang mit gebildeten Schweden vollkommen erlernt werden; das e und namentlich das o, welches, wie das englische a, sehr verschieden klingt, ist nach den Angaben der Grammatiken kaum richtig auszusprechen. Sonst hat nur noch die weiche Aussprache des g und k (nögd, zufrieden, lautet z. B. wie nöjd; kyss, Kuß, köpa, kaufen, fast wie tjuss und tjöpa), sowie das sk, welches vor i, y, ä, ö, j und e wie sch (sonst schwedisch mit sj bezeichnet) lautet, etwas Auffälliges. Wenn übrigens k fast wie tj lauten kann, so wird umgekehrt tjena (dienen), tjok (dick), tjuf (Dieb) u. s. w. beinahe wie kj, also kjena u. s. w., ausgesprochen.

Man unterscheidet fünf Deklinationen, wie im Lateinischen, in denen aber nur der Genitiv als besondere Kasusform hervortritt. Stjerna heißt z. B. Stern im Nom., Dat. und Akkus., der Genitiv lautet Stjernas, der Plural Stjernor und Stjernors. 2. Själ, Själs, Själar, Själars (Seele). 3. Sed, seds, seder, seders (Seite). 3. Ord, ords, ord, ords (Wort). 5. äple, äples, äplen, äplens. Der bestimmte Artikel wird wie im Dänischen den Hauptwörtern hinten angehängt; jorden heißt die Erde, brödet, das Brot, öga-t, das Auge, et öga, et bröd wäre ein Auge, ein Brot. Aus vän, Freund, wird vännen, aus graf, Graben, grafven. Die Mehrzahl des Artikels lautet für die drei Geschlechter ne, na, na und en, Gen. nes, nas, nas und ens. Das Beiwort nimmt in der bestimmten Form im Mask. ein e, im Fem. und Neutr. ein a an. Sonst fehlt dem Adjektiv, wie im Englischen, jede Deklination, z. B. det lilla barnet heißt das kleine Kind, det lilla barnets blick, der Blick des kleinen Kindes. Dagegen lassen sie sich durch die Endungen are und ast steigern. Die meisten Zeitwörter endigen sich auf a, nur einige wenige haben dieses a abgeworfen. Die Hülfsverba sind hafva (haben), vara (sein), skola (sollen, werden), må (und måtte, entsprechend dem engl. may und might, mag und möchte; ein anderes Verb må heißt „sich befinden") und lära, zur Bezeichnung einer nur vermutheten, unbestimmten Zukunft. Die Bildung des Passivs durch ein angehängtes s ist der im Dänischen

gewöhnlichen ganz ähnlich. Man unterscheidet fünf Konjugationen, welche man sich nach einigen Musterverben ziemlich leicht merken kann. Es sind folgende:

1) Jag saknar, väntar, ich vermisse, erwarte, Jag saknade, väntade, ich vermißte, erwartete, saknat, väntat, vermißt, erwartet.
2) Jag förer, lärer, führe, lehre; förde, lärde; fört, lärt.
3) Jag köper, söker, kaufe, suche; köpte, sökte; köpt, sökt.
4) Jag lider, drager, leide, ziehe (engl. draw); led, drog; lidit, dragit.
5) Jag tror, ernår, glaube, erreiche; trodde, ernådde; trodt, ernådt. Der Infinitiv endet hier nicht, wie gewöhnlich, auf a und lautet tro, ernå u. s. w.

Das Mittelwort auf nde entspricht unserer Form auf nd, kann aber durch Anhängung des sächlichen bestimmten Artikels substantivirt werden; so heißt z. B. löpandet, das Laufen, betänkandet, das Bedenken. In Redensarten wie väl til förståendes, wohl zu verstehen, ist das s eigentlich Passivbezeichnung; man denke an das englische to be understood, it is to be said, where is he to be found, hvar är han til finnandes. Präpositionen wie efter, från (from), intil, uppå, när wird man mittels des Englischen leicht verstehen.

Wir geben zur weitern Veranschaulichung noch das Vaterunser im Schwedischen und stellen die norränische Uebersetzung gegenüber:

Matthei Evangelium, Capitlet 6.

9. Derföre skolen I bedja alltså: Fader wår, som åst i himlom, helgadt warde ditt Namn.

10. Tilkomme ditt rike; ske din wilje, såsom i Himmelen, så ock på jordene.

11. Gif oß i dag wårt dageliga bröd;

12. Och förlåt oß wåra skulder, såsom ock wi förlåte dem oß skyldige äro.

13. Och inled oß icke i frestelse; utan fräls oß ifrån ondo. Ty

Mattheuxen Evangelium, 6. Luku.

Näin teidan siis pitä rukoileman: Isä meidän, joka olet Taiwaisa! Pyhitetty olkon sinun nimes.

Lähestykön sinun waldakundas. Olkon sinun tahtos, niin maasa kuin Taiwasa.

Anna meilke tänäpänä meidän jokapäiwäinen leipämme.

Ja anna meille meidän welkamme andexi, niinkuin mekin andexi annamme meidän welwollistemme.

Ja älä johdata weitä kiusauren. Mutta päästä meitä pahasta. Sillä

riket är ditt, och magden, och härligheten, i ewighet. Amen.

sinun on waldakunda, ja woima, ja kunnia, ijankaikkisesti. Amen.

Indem wir aus dem fernen Norden in unser liebes Deutsches Vaterland zurückkehren, fühlen wir recht wohl, daß es eigentlich unsere Pflicht wäre, uns noch manche germanische Mundart näher anzusehen, und zwar um so eher, als auch die speziell deutschen Volksdialekte in der neuesten Zeit immer aufmerksamer betrachtet und selbst durch literarische Werke bekannter geworden sind. Aber wir wandern statt dessen nur noch ein Weilchen nach Holland und Belgien und stellen zum Schluß die schon öfter zitirten Bibelstellen in holländischer und vlämischer Sprache einander gegenüber.

Matthéüs VI.

9. Gij dan bidt aldus: Onze Vader, die in de hemelen zijt! uw naam worde geheiligd.

10. Uw koningrijk kome. Uw wil geschiede, gelijk in den hemel, alzoo ook op de aarde.

11. Geef ons heden ons dagelijksch brood.

12. En vergeef ons onze schulden, gelijk ook wij vergeven onzen schuldenaren.

13. En leid ons niet in verzoeking, maar verlos ons van den boozen. Want uw is het koningrijk, en de kracht, en de herrlijkheid, in der eeuwigheid, amen.

Mattheus, VI. (vlämisch).

Daerom zult gij aldus bidden: Onzen vader die in de hemelen zyt: geheyligt zy uw naem.

Laet komen uw ryk. Geschieden moet uw wille, op de aerde als in den hemel.

Geeft ons heden ons overwezelyk brood.

En vergeeft ons onze schulden, gelyk wy ook vergeven onze schuldenaren.

En leydt ons niet in bekoringe. Maen verlost ons van het kwaed. Amen.

De Handelingen der heilige Apostelen, II.

1. En als de dag van het pinksterfeest vervuld werd, waren zij allen endragtelijk bijeen.

2. En er geschiedde haastelijk uit den hemel een geluid, gelijk

De Werken der Apostelen, II.

En als de dagen van de Pinksteren vervuld waren, zo waren zy al te zamen in dezelve plaetse.

En daer is onverzienelyk geschied van den hemel een ge-

als van eenen geweldigen, gedrevenen wind, en vervulde het geheele huis, waar zij zaten.

3. En van hen werden gezien verdeelde tongen als van vuur, en het zat op een' iegelijk van hen.

4. En zij werden allen vervuld met den Heiligen Geest, en begonnen te spreken met andere talen, zoo als de Geest hun gaf uit te spreken.

luyd, als van eenen' aenkomenden krachtigen wind, en heeft vervuld het geheele huys daer zy zaten.

En hun openbaerden gedeelde tongen gelyk vuer, en het heeft gezeten op en iegelyk van hen.

En zy zyn alle vervuld geweest met den Heyligen Geest, en zy hebben begonnen te spreken met verscheydene tongen, naer dat den Heyligen Geest hun gaf uyt te spreken.

Nun aber stehen wir am Ziele unserer Wanderung durch das weite Reich der indo-germanischen Sprachen. Ihre wunderbare Entstehung und Entwickelung steht selbst wieder mit den Wanderungen der Arier und im Besonderen unserer germanischen Vorfahren von Osten, aus dem Innern Asiens her, in engstem Zusammenhang. Dieser so höchst merkwürdige arische Sprachstamm dürfte selbst wieder durch seinen herrlichen, innern Bau, der sich in ihm in den mannichfaltigsten Abstufungen klar verfolgen läßt, auch über den allgemeinen Gang und Verlauf der Entwickelung der menschlichen Sprachen, vielleicht sogar über den Ursprung derselben Aufschluß zu geben vermögen. Dies weiter zu verfolgen, ist aber hier nicht der Ort.

Die turanische Sprachfamilie.

Der Name Turanier steht zu den Ariern ebenso in einem Gegensatze, wie die turanischen Sprachen zu den arischen. Man denke sich unter Turaniern die Nomadenrassen Asiens, während die Arier Ackerbau trieben. Der turanische Sprachstamm läßt sich am besten

in zwei große Hälften theilen, von denen die eine die sogenannten Ural-Altaischen, die andere die einsilbigen Sprachen umfaßt. Zwischen beiden steht das Japanische und Koreanische in der Mitte. Die Ural-Altaische Abtheilung zerfällt in fünf Gruppen, die finnische, samojedische, tatarische, mongolische und tungusische; die finnische theilt man wieder in vier Sprachstämme, das Tschudische, Permische, Bulgarische und Ugrische, zu dem letztern gehört das Magyarische. Die weitern Unterabtheilungen wollen wir hier nicht geben, erinnern aber nochmals an jenen schon angedeuteten Charakterzug der ganzen turanischen Sprachfamilie, daß in ihr die Wurzel, wie viel Silben oder Laute ihr auch vorn oder hinten angefügt oder angeleimt werden mögen, immer noch in scharfem Gepräge hervortreten muß, daß sie unter der Berührung mit Ableitungs-Elementen nie leiden darf. Wir haben dies bereits an einem Beispiel aus der türkischen Sprache gezeigt, können dies aber an den uns ohne Ausnahme sehr fernabliegenden Sprachen hier nicht weiter verfolgen. Nur eine turanische Sprache wollen wir noch etwas näher betrachten, da sie uns wenigstens räumlich nicht so fern liegt, wir meinen die ungarische. Diese Sprache hat 39 selbständige Laute, welche durch die folgenden Buchstaben dargestellt werden:

a (Mittelton zwischen ä und ö), á (wie ah), b, cs (tsch), d, ds (dsch), e, é (eh), f, g, gy (wie dj, jedoch mit einem Stoß der Zunge als ein Laut ausgesprochen z. B. nagy, groß = nadj), h, i, í (wie ie in „nie"), j, k, l, ly (lj, als ein Laut, z. B. lyuk, Loch, einsilbig) m, n, ny (wie nj, z. B. anya, Mutter, zweisilbig), o, ó (oh), ö (kurz), ő (gedehnt), p, r, s wie sch, z. B. és, und, ehsch), sz (wie ß in „reißen"), t, ty (wie tj, z. B. atya, Vater, zweisilbig), u (kurz), ú (wie uh), ü (kurz), ű (lang), v (wie das deutsche w), z (ein gelinder Zischlaut, dem deutschen s in „sehen" ähnlich, z. B. tüz, tühs, Feuer), zs (ein gelind ausgesprochenes sch, z. B. zsold, Sold, rózsa, Rose).

Auf die Wortstellung ist im Ungarischen streng zu halten und es erinnert einigermaßen an das Chinesische, wenn a jó atya, der gute Vater, az atya jó aber sofort der Vater ist gut bedeutet. az ist nämlich der bestimmte Artikel, der vor Konsonanten zu a wird, etwa wie im Englischen an zu a, oder das französische le zu l'. A kis ház heißt das kleine Haus, aber a has kicsiny, das Haus ist klein. Das allein- oder nachstehende Adjektiv nimmt nämlich alle Suffixe

wie das Substantiv an. Alle Flexionen bestehen hier, wie bereits öfter gesagt wurde, in der Anfügung gewisser Suffixe. Man hat hierbei hoch-, tief- und scharflautende Vokale wohl zu unterscheiden. Hochlautenden Vokalen werden nämlich, wie im Türkischen, in allen Abänderungen nur hochlautende Anhängesilben (Suffixe) angehängt und tieflautenden nur tieflautende. So heißt z. B. die Mehrzahl von kert (Garten), kertek, von kalap (Hut), kalapok. Den scharflautenden Vokalen é, i und í werden manchmal tief-, manchmal hochlautende Anhängesilben beigefügt. Diese Suffixe dienen aber keineswegs blos zur Deklination und Konjugation. Das Ungarische hat z. B. auch statt der besitzanzeigenden Fürwörter gewisse Suffixe, die wieder in tief und hochlautende zerfallen. So heißt z. B. almá-tok, almá-jok, euer, ihr Apfel; aber körté-tek, körté-jök, eure, ihre Birne.

Der Stamm jedes Zeitworts ist die dritte Person der Einzahl im Präsens, die Infinitivsilbe lautet -ni, -ani, -eni, z. B. tudni wissen, tud (Stamm), er weiß; kérni, bitten, kér, er bittet. An diesen Stamm werden dann alle Personalsuffixe u. s. w. unmittelbar angefügt, z. B. tud-ok, ich weiß; tud-tam, ich wußte; kér-ék, ich bat; kér-endek, ich werde bitten. In jeder Zeit unterscheidet das ungarische Verb wieder die bestimmte und die unbestimmte Form. So heißt z. B. verek, verez, ver, verünk, vertek, vernek allgemein ich schlage, du schlägst u. s. w., aber verem, vered, veri, verjük, veritek, verik heißt ich schlage, du schlägst . . . ihn, sie, es; die Formen haben also noch einen Akkusativ nach sich. Auch die Hülfsverba „können" und „lassen" werden durch bloße Suffixe bezeichnet. So heißt z. B. hallani, hören, hallat, er läßt hören, hall-hat, er kann hören; szedni, sammeln, szedet, er läßt sammeln, szedhet, er kann sammeln, szed-et-het, er kann sammeln lassen. Durch Einfügen von at, et oder tat, tet macht der Ungar aus dem Aktivum ein Passivum z. B. ver-et-ni, geschlagen werden, köt-tet-ni, gebunden werden.

Wir geben nach diesen freilich nur sehr fragmentarischen Bemerkungen noch einige Proben

A magyar nyelvről. (Von der ungarischen Sprache.)

Tud ön magyarul? (Können Sie Ungarisch? magyarul ist eigentlich das Adverb.) Beszél ön magyarul? (Sprechen Sie Ungarisch?) Heveset beszélek. (Ich spreche ein wenig.) Hol tanult ön magyarul? (Wo haben Sie Ungarisch gelernt?) Itt Pesten. (Hier in Pesth.)

Van önnek tanitója? (Ist Ihnen Lehrer, haben Sie einen Lehrer?) Szolgálatjára, igen jó tanitóm van. (Zu dienen, ich habe einen sehr guten Lehrer.) Hogy híják őt? (Wie heißt er?) Én is szeretnék tőle tanulni. (Ich möchte auch von ihm lernen.) Nekem sohasem volt mesterem. (Ich habe nie gehabt [einen] Meister.) Én falun tanultam magyarul. (Auf dem Lande habe ich gelernt Ungarisch.) Mióta tanúlja ón a magyar nyelvet? (Seit wann lernen Sie die ungarische Sprache? Vgl. oben a magyar nyelvröl, die ungarische Sprache von, d. h. von der ungar. Sprache.) Néhány hónap óta. (Seit einigen Monaten.) Ön már jól beszél. (Sie sprechen schon gut.) Ön tisztán ejti ki a szót. (Sie sprechen die Wörter rein aus.) A kiejtés kissé nehéz. (Die Aussprache ist ein wenig schwer.) Czak beszéljen ön gyakran magyarul. (Sprechen Sie nur oft Ungarisch.) Tagadhatlan, hogy ön már nagy előmenetelt tett. (Es ist nicht zu leugnen, daß Sie schon große Fortschritte gemacht haben.) Olvas-e ön sokat magyarul? (Lesen Sie viel Ungarisch?) Már húsz könyvet olvastam. (Ich habe schon zwanzig Bücher gelesen.) És érti ön azt, a mit olvas? (Und verstehen Sie Das, was sie lesen?) Majdnem mindent. (Beinahe Alles.)

Wir wünschen, daß unsere jungen Sprachenfreunde dies auch von den oben zusammengestellten Sätzen sagen können und hoffen, daß die über das Ungarische gegebenen kurzen Mittheilungen in unseren freundlichen Lesern eine etwas klarere Anschauung von dem Wesen einer agglutinirenden Sprache erweckt haben mögen. Ein kurzer Ueberblick über das gesammte turanische Sprachgebiet dürfte um so willkommener sein, weil man über dasselbe und über seine geographische Ausdehnung erst in der letzten Zeit sich genauer orientirt hat.

Die turanische Familie zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, die nördliche und südliche.

Die nördliche wird bisweilen auch die Ural-Altaische oder Ugro-Tatarische genannt und in fünf Klassen, die tungusische, mongolische, türkische, samojedische und finnische oder uralische getheilt.

Die südliche zerfällt in sechs Klassen, die taische, welche namentlich die Dialekte von Siam umfaßt, die malayische (die Dialekte der Malayen und Polynesiens), die gangetische (besonders in Tibet und den Himalaya-Ländern), die lohitische, die tamulische und die

Munda-Klasse. Eine nähere Betrachtung dieser agglutinirenden Nomadensprachen würde des sehr fremdartigen Stoffes wegen noch weit mehr Raum beanspruchen, als unsere Uebersicht über die arischen Sprachen. Sie würde sich überdies nicht allgemein faßlich darstellen lassen, wenn man nicht tiefer in das Wesen dieser uns fernliegenden Sprachen eindringen will.

Ehe wir nun zum zweiten Abschnitt unseres Büchleins übergehen, stellen wir noch für einige häufig gebrauchte Begriffe die Ausdrücke in 18 Sprachen zusammen. Eine derartige Uebersicht ist, selbst wenn sie nur zum gelegentlichen Nachschlagen und Vergleichen benutzt wird, gewiß interessant und lehrreich. Am zweckmäßigsten wäre es freilich wol gewesen, alle 18 Sprachen in tabellarischer Form unmittelbar neben einander zu stellen; indessen haben auch solche Tabellen ihr Unbequemes und unsere freundlichen Leser mögen sich die leichte Mühe nehmen, auch Formen z. B. der alt- und neugriechischen Sprache, welche räumlich etwas getrennt sind, zu vergleichen und in vielen Fällen durch die Vergleichung ihre Verwandtschaft zu erkennen. Zu dieser näheren Betrachtung empfehlen wir aber besonders auch die Hülfszeitwörter und Fürwörter. Man wird hier z. B. leicht erkennen, womit das auffällige englische we, you und they are zusammenhängt. Ebenso wird man bei vielen Wörtern die engen Beziehungen zwischen dem Russischen, Polnischen, Wendischen und Tschechischen leicht auffinden, während das Ungarische (18) fast ohne Ausnahme stets fern abliegt.

Wir haben in dem Verzeichniß für die einzelnen Begriffe natürlich bei jeder Sprache nur die wesentlichsten und gebräuchlichsten Ausdrücke aufgenommen, welche zugleich in Bezug auf Stammverwandtschaft den bezüglichen Wörtern in den andern Sprachen entsprechen.

1.	2.	3.	4.	5.	6.
Deutsch.	Holländisch.	Dänisch.	Schwedisch.	Englisch.	Lateinisch.
Gott	god	Gud	Gud	God	Deus
Himmel	hemel	Himmel	himmel	heaven	coelum
Erde	aarde	Jord	jord	earth	terra
Wasser	water	Vand	vatten	water	aqŭa
Luft	lucht	Luft, Vind	luft	air	aër
Feuer	vuur	Fyr	eld	fire	ignis
Engel	engel	Engel	ängel	angel	angelus
Teufel	duivel	Diaevelen	djefwul	devil	diabolus
Sonne	zon	Sole	sol	sun	sol
Mond	maan	Maand	måne	moon	luna
Stern	star	Stjern	stjerna	star	stella
Vater	vader	Fader	fader	father	pater
Mutter	moeder	Moder	moder, mor	mother	mater
Sohn	zoon	Søn	son	son	filius
Tochter	dochter	Datter	dotter	daughter	filia
Bruder	broeder	Broder	broder	brother	frater
Schwester	zuster	Søster	syster	sister	soror
Großvater	grootvader	Bedstefader	farfar, morfar	grandfather	avus
Großmutter	grootmoeder	Farmoder	farmoder	grandmother	avia
Enkel	klein-zoon,	Sonnesøn	sone-son	grandchild (son)	nepos
Enkelin	klein-dochter	Dattersøn	dotter-son	granddaughter	neptis
Eltern	ouders	Forældre	föräldrar	parents	parentes
Kind	kind	Barn	barn	child	infans
Mensch	mensch	Menneske	människja	man	homo
Mann	man	Mand(en)	man	husband	vir, maritus
Frau	vrouw	Frue, Quinde	fru, qwinna	wife	mulier
Knabe	knaap	Drengebarn	gåsse	boy	puer
Mädchen	meisje	Møe	flicka, mö	girl	puella
		Pige	piga		
Freund	vriend	Ven	vän	friend	amicus
Feind	vijand	Fiende	fiende	foe, enemy	inimicus
Thier	dier	Dyr	djur	beast	animal, bestia

7.	8.	9.	10.	11.	12.
Italienisch.	Französisch.	Spanisch.	Portugiesisch.	Walachisch.	Altgriechisch.
Dio	Dieu	Dios	Deos	дȣмнезеȣ̆	θεός
cielo	ciel	cielo	ceo	черȣл	οὐρανός
terra	terre	tierra	terra	пъмѫнтȣл	γῆ
acqua	eau	agua	agua	апа	ὕδωρ
aria	air	aire	ar	аерȣл	ἀήρ
fuoco	feu	fuego	fôgo	фок	πῦρ
angelo	ange	ángel	anjo	ѫнџерȣл	δαίμων
diavolo	diable	diablo	diabo	діаволȣл	διάβολος
sole	soleil	sol	sol	соареле	ἥλιος
luna	lune	luna	lua	лȣна	σελήνη
stella	étoile	estrella	estrella	стеа	ἀστήρ
padre	père	padre	pae	татъ	πατήρ
madre	mère	madre	mãe	мѫїкъ	μήτηρ
figlio	fils	hijo	filho	лȣї	υἱός
figlia	fille	hija	filha	фїїла	θυγάτηρ
fratello	frère	hermano	irmão	фрате	ἀδελφός
sorella	soeur	hermana	irmã	сора	ἀδελφή
nonno, avolo	grand-père	abuelo	avô	мошȣл	πάππος
avola	grand'mère	abuela	avó	моаша	τήθη
nipote	petit fils	nieto	neto	непотȣл	ἔκγονος, υἱδοῦς
genitori	parents	parientes	paes	пърінџїї	γονεῖς
infante, bambino	enfant	infante	menino	фїȣл, прȣнк	τέκνον
uomo	homme	hombre	homem	омȣл	ἄνθρωπος
marito	mari	marido	marido	бърбатȣл	ἀνήρ
moglie, donna	femme	muger	mulher	фемее, неваста	γυνή
ragazzo	garçon	garzon	rapaz	тѫнрȣл	παῖς
ragazza	fille	doncella	moça	фечоара	παρθένος
amico	ami	amigo	amigo	прієтіне	φίλος
nemico	ennemi	enemigo	inimigo	непрієтіне	ἐχθρός
animale	bête	bestia	anima	вієџȣітор	θηρίον

	13.	14.	15.	16.	17.	18.
Deutsch.	Neugriechisch.	Russisch.	Polnisch.	Wendisch.	Tschechisch.	Ungarisch.
Gott	θεός	Богъ	bog	Boh	Bůh	Isten
Himmel	οὐρανός	нéбо	niebo	ńebó	nebe	ég, menny
Erde	γῆ	земля́	ziemia	zema	země	föld
Wasser	νερόν	вода́	woda	woda	woda	viz
Luft	ἀέρας	вóздухъ	wiatr	witr	witr, wzduch	levegő, lég
Feuer	φωτιά	огóнь	ogień	wohen	oheň	tűz
Engel	ἄγγελος	Ангелъ	aniot	jandžel	anjel	angyal
Teufel	διάβολος	чéртъ	djabeł	čert, djaboł	čert	ördög
Sonne	ἥλιος	сóлнце	słońce	słónco	slunce	nap
Mond	φεγγάρι	луна́, мѣсяцъ	księżyc, miesiac	mésac	měsíc	hold
Stern	ἄστρον	звѣзда	gwiazda	hwézda	hwězda	czillag
Vater	πατέρας	бáтюшка	oyciec	wótc	otec	atya
Mutter	μητέρα	мáтъ	matka	mać	matka	anya
Sohn	υἱός	сы́нъ	syn	ssyn	syn	fiú
Tochter	θυγατέρα	дочь	córka	džowka	dcera	leány
Bruder	ἀδελφός	брáлъ	brat	bratra	bratr	fivér, testvér
Schwester	ἀδελφή	сестрá	siostra	ssotra	sestra	nővér, leánytestvér
Großvater	πάππους	дѣдушка	dziadek	džéd	děd	nagyatya
Großmutter	μάμμη	бабýшка	babka	wowi	babička	nagyanya
Enkel	ἐγγόνι, ἔγγονος	внýкъ	wnuk	wnuk	wnuk	fiunoka
Eltern	γονεῖς	родишели	rodzice	starši	rodiče	szülék
Kind	παιδί	дитя́	dziecię	džjeczi	dítě, děcko	gyermek
Mensch	ἄνθρωπος	человѣкъ	człowiek	człowek	člowěk	ember
Mann	ἄνδρας	мýжъ	mąż	muž	muž	férfi
Frau	γυναῖκα	жепá	pani, żona	žoma, pań [holc	paní, kńeni	asszony
Knabe	παιδί	мальчикъ	malec	pacholo	chlapec	fiú
Mädchen	κόρη	дѣвка	dziewczyna	holca, džowka,	děvcě, dívka, holka	leány
Freund	φίλος	пріятель	przujazny	pschecž	přitel	barát
Feind	ἐχθρός	непріятель	nieprzyjaciel	nepschecžel	nepřitel	ellenség
Thier	ζῶον	звѣрь	zwierz	swjerjo	[wočich žiwok, ži-	állat

1. Deutsch.	2. Holländisch.	3. Dänisch.	4. Schwedisch.	5. Englisch.	6. Lateinisch.	7. Italienisch.
Pferd	paard	Heste	häst	horse	equus	cavallo
Hund	hond	Hund	hund	dog, hound	canis	cane
Ochse	os	Oxe	oxe	ox	bos	bue, bove
Kuh	koe	Koe	ko	cow	vacca	vacca
Auge	ooge	Øye	öga	eye	oculus	occhio
Kopf	kop	Kop	hufvud	head	caput	testa
Hand	hand	Haand	hand	hand	manus	mano
Brot	brood	Brød	bröd	bread	panis	pane
Getreide	graan, koren	Korn, Sæd	säd	corn	frumentum	grano
Geld	geld	Mynt, Penge	penningar	money	pecunia	danaro
Stadt	stad	Stad	stad	town, city	urbs	città
Dorf	dorp	Flekke	by	village	pagus	villaggio
Wort	woord	Ord	ord	word	verbum	parola
Dichter	dichter	Digter	diktare	poët	poëta	poeta
Liebe	liefde	Kiærlighed	kärlek	love	amor	amore
Haß	haat	Had, Nag	hat, agg	hatred	odium	odio
Tugend	deugd	Dyd	dygd	virtue	virtus	virtù
Laster	ondeugd	Last, Udyd	odygd, last	vice	vitium	viziò
Thal	dal, vallei	Dal	dal	valley	vallis	valle
Berg	berg	Bierg	bårg	mountain	mons	monte
Haus	huis	Huus	hus	house	domus	casa
gut	goed	god	god	good	bonus	buono
besser	better	bedre	bättre	better	melior	migliore
beste	de beste	bedst	bäst	best	optimus	il migliore, ottimo
schlecht	slecht	ond	elak	bad	malus	cattivo, meschino
schlechter	slechter	værre	såmre, våre	worse	pejor	peggiore
schlechteste	de slechteste	værst	såmst, vårst	worst	pessimus	il peggiore pessimo
groß	groot	stor	stor	great	magnus	grande
größer	groter	større	större	greater	major	maggiore
größte	de grootste	størst	störst	greatest	maximus	il maggiore massimo
klein	klein	smaa, lille	liten	little, small	parvus	piccolo

	8.	9.	10.	11.	12.
Deutsch.	Französisch.	Spanisch.	Portugiesisch.	Walachisch.	Altgriechisch.
Pferd	cheval	caballo	cavallo	кал	ἵππος
Hund	chien	perro	cão	кѫіне	κύων
Ochse	boeuf	buey	boi	боȣ̆	βοῦς, ταῦρος
Kuh	vache	vaca	vaca	вакъ	βοῦς
Auge	oeil	ojo	olho	окюл	ὀφθαλμός
Kopf	tête	cabeza	cabeça	капȣл	κεφαλή
Hand	main	mano	mão	мѫна	χείρ
Brot	pain	pan	pãe	пѫіне	ἄρτος
Getreide	blé	trigo	trigo	бȣкате	σῖτος
Geld	argent	dinero	dinheiro	бані	χρήματα
Stadt	ville, cité	ciudad	cidade	четате	πόλις
Dorf	village	lugar	lugar, villa	сатȣ	κώμη
Wort	mot, parole	palabra	verbo	кȣвѫнтȣл	λόγος
Dichter	poëte	poeta	poeta	[біре	ποιητής
Liebe	amour	amor	amor	драгостеа, іȣ-	ἔρως, φιλία
Haß	haine	odio	odio	хаініъ	μῖσος, ἔχθρα
Tugend	vertu	virtud	virtude	віртȣте	ἀρετή
Laster	vice	vicio	vicio	віціȣ̆	κακία
Thal	vallée	valle	valle	валеа	νάπη
Berg	mont	monte	monte	мȣнтеле	ὄρος
Haus	maison	casa	casa	касъ	οἰκία
gut	bon	bueno	bom	бȣнȣ	ἀγαθός
besser	meilleur	mejor	melhor	маї вȣнȣ	ἀμείνων
beste	le meilleur	optimo	optimo	ъл маї вȣнȣ	ἄριστος
schlecht	mauvais	malo	mau	ръȣ	κακός
schlechter	pire	peor	peor	маї ръȣ̆	χείρων
schlechteste	le pire	pésimo	malissimo, pessimo	ъл маї ръȣ̆	χείριστος
groß	grand	grande	grande	маре	μέγας
größer	plus grand	mayor	maior	маї маре	μείζων
größte	le plus grand	máximo	maximo	чел маї маре	μέγιστος
klein	petit	pequeño	pequeno	мітітел	μικρός

13. Neugriechisch.	14. Russisch.	15. Polnisch.	16. Wendisch.	17. Tschechisch.	18. Ungarisch.
ἄλογον	лóшадъ	koń	kóń	kůň	ló
σκυλί	собáка	pies	pos	pes	kutya
βόδι	волъ	woł	wół	wůl	ökör
ἀγελάδα	корóва	krowa	kruwa	kráwa	tehén
ὀμμάτι	óко	oko	woko	oko	szem
κεφάλι	головá	głowa	hłowa	hlawa	fő, fej
χέρι	рукá	ręka	ruka	ruka	kéz
ψωμί	хлѣ́бъ	chleb	pokroty	chléb	kenyér
γεννήματα	хлѣ́бъ	zboże	žiło	obili	gabona
ἄσπρα	дéньги	pieniądze		peníce	pénz
πόλις	тóродъ	miasto	mjesto, gard	město	város
χωρίον	весь, селó	wieś	wes, strožišćo	wes	falu
λόγος	слóво	słowo	ssłowo	slowo	szó
ποιητής	стихотвóрецъ	wierszopis	basnik	básník	költő
ἀγάπη	любóвь	miłość	miłosć	laska, miłost	szeretet
μῖσος	нéнависть	nienawiść	hidźenje	memawist, zášli	gyülölség
ἀρετή	лобродѣ́шелб	cnota		cnost	erény
κακία	порóкъ	występcc	hrésić	neprawost, zloba	vétek
κοιλάδα	долúна	dolina	doł	oudoli	völgy
βουνόν	горà	góra	hora	wrch, hora	hegy
ὀσπίτιον	домъ	dom	dom	krk, dům	ház
καλός, καλά	дóбрый	dobry	dobry	dobrý	jó
καλήτερος	лучше	lepszy	lépši	lepši	jobb
καλώτατος	лучшïй	naglepszy	najlépši	nejlepši	legjobb
ἀχαμνός	худóй	lichy	zły	zlý, špatně	rosz
χειρότερος			hórši	horší	roszabb
χειρότατος			najhorši	nejhorší	legroszabb
μεγάλος	большóй, велúкій	wielki	wulky, wilki	veliký, krabý	nagy
μεγαλήτερος	величáйшій	większy	wetši	většl	nagyobb
μεγαλώτατος		największy	najwetši	největší	legnagyobb
μικρός	малый	mały	mały	malý	kis, kicziny

1. Deutsch.	2. Holländisch.	3. Dänisch.	4. Schwedisch.	5. Englisch.	6. Lateinisch.
kleiner	kleiner	smærre	mindre	less	minor
kleinste	de kleinste	smærst	minst	least	minimus
reich	rijk	riig	rik, förmögen	rich	dives
arm	arm	fattig	fattig	poor	pauper
viel	veel	mege	mycken	much	multum
ich	ik	jeg	jag	I	ego
du	gij	du	du	thou	tu
er	hij	han	han	he	ille, is
sie	zij	hun	hon	she	illa, ea
es	het	det	det	it	illud, id
wir	wij	vi	vi	we	nos
ihr	gij	i	ni	you	vos
sie	zij	de	de	they	illi, ii
mein Vater	mijn vader	min Fader	min fader	my father	pater meus
dein Vater	uw vader	din Fader	din fader	thy fathe	pater tuus
sein Vater	zijn vader	hans (sin) Fader	sin fader	his father	pater suus
eins	één	een, ent	en	one	unus, a, um
zwei	twee	to	twå	two	duo
drei	drie	tre	tre	three	tres
vier	vier	fire	fyra	four	quatuor
fünf	vijf	fem	fem	five	quinque
sechs	zes	sex	sex	six	sex
sieben	zeven	syv	sju	seven	septem
acht	acht	otte	åtta	eight	octo
neun	negen	ni	nio	nine	novem
zehn	tien	ti	tio	ten	decem

7.	8.	9.	10.	11.	12.
Italienisch.	Französisch.	Spanisch.	Portugiesisch.	Walachisch.	Altgriechisch.
minore	moindre	menor	menor	маї мітітел	ἐλάττων
il minore, minimo	le moindre	mínimo	minimo	чел маї мітітел	ἐλάχιστος
ricco	riche	rico	rico	вогаџ ȣ	πλούσιος
povero	pauvre	pobre	pobre	съракȣ̆	πένης
molto	beaucoup	mucho	muito	мȣлг	πολύς
io	je, moi	yo	eu	іеȣ	ἐγώ
tu	tu, toi	tú	tu	тȣ	σύ
egli, ei, esso	il, lui	el	elle	іел, дѫнсȣ̆	ὁ, αὐτός
ella, essa	elle	ella	ella	іеа, джнса	ἡ, αὐτή
(egli)	(il)	ello	isto	іел	τὸ, αὐτό
noi	nous	nosotros	nós	ноі̆	ἡμεῖς
voi	vous	vosotros	vós	воі̆	ὑμεῖς
eglino, essi, elleno, esse	ils, eux, elles	ellos, ellas	elles, ellas	іеі, іеле	αὐτοί
il mio padre	mon père	padre mio	meu pae	татълмеȣ	ὁ πατήρ μου
il tuo padre	ton père	padre tuyo	teu pae	татълтъі̆	ὁ πατήρ σου
il suo padre	son père	padre suyo	seu pae	татъл съі̆	ὁ πατήρ αὐτοῦ
uno, a	un, une	uno	um	ȣнȣ, ȣна	εἷς, μία, ἕν
due	deux	dos	dois	доі̆, доъ	δύο
tre	trois	tres	tres	треі̆, треле	τρεῖς, τρία
quattro	quatre	cuatro	quatro	патрȣ	τέτταρες, α
cinque	cinq	cinco	cinco	чінчі̆	πέντε
sei	six	seis	seis	шасе	ἕξ
sette	sept	siete	sete	шапте	ἕπτα
otto	huit	ocho	oito	оптȣ̆	ὄκτω
nove	neuf	nueve	nove	ноъ	ἐννέα
dieci	dix	diez	dez	зече	δέκα

	13.	14.	15.	16.	17.	18.
Deutsch.	Neugriechisch.	Russisch.	Polnisch.	Wendisch.	Tschechisch.	Ungarisch.
kleiner	μικρότερος	меньщій	mnieyszy	méńši	menší	kisebb
kleinste	μικρότατος	самый меньщій	naymnieyszy	najméńši	nejmenší	legkisebb
reich	πλούσιος	богáтый	bogaty	bohaty	bohatý	gazdag
arm	φτωχός	бѣдный, убóгъ	ubogi, biedny	chudý	chudý, chudobný	szegény
viel	πολύς	мнóго	wiele	ẃele	mnohý, moc	sok
ich	ἐγώ	я	ja	já	já	én
du	ἐσύ	ты	ty	ty	ty	te
er	αὐτός	онъ	on	wón	on	ő.
sie	αὐτή	онá	ona	wona	ona	ő
es	αὐτό, τὸ	онó	to	wono	ono	ez
wir	ἡμεῖς	мы	my	my	my	mi
ihr	ἐσεῖς	вы	wy	wy	vy	ti
sie	αὐτοί	оний, онѣ	oni, one	sam	oni, ony, ona	ők
mein Vater	ὁ ἐδικός μου πατέρας	мой	oyciec moy	oiciec mój	ótec můj	atyám
dein Vater	ὁ ἐδικός σου πατέρας	твой	oyciec twóy	oiciec twój	ótec tvůj	atyád
sein Vater	ἐδικός του πατέρας	свой	oyciec swóy	oiciec swój	ótec svůj	atyja
eins	ἕνα α΄	одúнъ, однá, однó,	jedno	jeden, jedna, jedne	jeden, jedna, jedno	egy
zwei	δύο, οὔω	два, двѣ	dwa	dwaj, dwė	dva, dvě	kettő, két
drei	τρεῖς, τρία	три	trzy	tsjo, tsi	tři	három
vier	τέσσαρες,	четы́ре	cztery	štyžo	čtyři, čtyry	négy
fünf	πέντε	пять	pięć	pjecš, pečo	pět	öt
sechs	ἕξ	шесть	sceść	šésćo, šésć	šest	hat
sieben	ἑπτά	семь	jedm	sedymo, sedym	sedm	hét
acht	ὀκτώ	вóсемь	ośm	wosyḿo	osm	nyolcz
neun	ἐννέα	дéвять	dziewięć	dżeẃečo	devět	kilencz
zehn	δέκα	дéсять	dziesęć	dżesaćo	deset	tiz

1.	2.	3.	4.	5.	6.	7.
Deutsch.	Holländisch.	Dänisch.	Schwedisch.	Englisch.	Lateinisch.	Italienisch.
elf	elf	elleve	ellofva	eleven	undecim	undici
zwölf	twaalf	tolv	tolf	twelve	duodecim	dodici
erste	eerste	første	förste	first	primus	il primo
sein	zijn, wezen	vaere	vara	to be	esse	essere
ich bin	ik ben	jeg er	jag är	I am	sum	io sono
du bist	gij zijt	du er	du (ni) är	thou art	es	tu sei
er ist	hij is	han er	han ör	he is	est	egli è
wir sind	wij zijn	vi ere	vi äre (äro)	we are	sumus	noi siamo
ihr seid	gij zijt	i ere	i ären	you are	estis	voi siete
sie sind	hij zijn	de ere	de äro	they are	sunt	églino sono
haben	hebben	have	hafva	to have	habere	avere
ich habe	ik heb	jeg haver (har)	jag hafver	I have	habeo	in ho (ò)
du hast	gij hebt	du haver (har)	du (ni) hafver	thou hast	habes	tu hai (ài)
er hat	hij heeft	han haver (har)	han hafver	he has	habet	egli ha (à)
wir haben	wij hebben	wi have(r)	vi hafve	we have	habemus	noi abbiámo
ihr habt	gij hebt	i have	i hafven	you have	habetis	voi avete
sie haben	zij hebben	de have	de hafva	they have	habent	essi hanno
thun	doen	gjør	göra	to do	facere	fare
leben	leven	leve	lefva	to live	vivere	vivere
sterben	sterven	dø	dö	to die	mori	morire
und	en	og	och	and	et, que	ed, e
aber	maar	men	men	but	autem, sed	mà, però

	8.	9.	10.	11.	12.
Deutsch.	Französisch.	Spanisch.	Portugiesisch.	Walachisch.	Altgriechisch.
elf	onze	once	onze	ѹнѹспрезече	ἕνδεκα
zwölf	douze	doce	doze	доїспрезече	δώδεκα
erste	le premier	primero	primeiro	ꙟнтѫїѹ	πρῶτος
sein	être	ser	ser (estar)	афı	εἶναι
ich bin	je suis	yo sói	sou (estou)	сꙟнт, ꙟс	εἰμί
du bist	tu es	tú éres	es (estás)	ıещї	εἶ
er ist	il est	aquel es	he (está)	ıесте, ıе	ἐστίν
wir sind	nous sommes	nosotros sómos	somos (estamos)	сꙟнтем	ἐσμέν
ihr seid	vous êtes	vosotros sóis	sois (estais)	сꙟнтеџї	ἐστέ
sie sind	ils sont	aquellos son	são (estão)	сѫнт	εἰσίν
haben	avoir	haber	ter, haver	а авеа	ἔχειν
ich habe	j'ai	yo he	tenho (hei)	ам	ἔχω
du hast	tu as	tú has	tens (has)	аї	ἔχεις
er hat	il a	aquel ha	tem (ha)	аре (а)	ἔχει
wir haben	nous avons	nosotros hémos	temos (havemos)	авем (ам)	ἔχομεν
ihr habt	vous avez	vosotros habéis	tendes (haveis)	авеџї)аџї)	ἔχετε
sie haben	ils ont	aquellos han	tem (hão)	аѹ	ἔχουσιν
thun	faire	hacer	fazer	а фаче	ποιεῖν
leben	vivre	vivir	viver	а віюза	ζῆν
sterben	mourir	morir	morrer	а мѹрі	θνήσκειν
und	et	y, é	e	ші, і	καί
aber	mais	mas, pero	mas	ıар	δέ, ἀλλά

13.	14.	15.	16.	17.	18.
Neugriechisch.	Russisch.	Polnisch.	Wendisch.	Tschechisch.	Ungarisch.
ἕνδεκα	одиннадцатъ	jedenaście	jednaćo	jedenact	tizenegy
δώδεκα	двѣнáдцать	dwanaście	dwanaćo	dwanáct	tizenkettő
πρῶτος	пéрвый	pierwszy		prwý	első
(εἶναι)	бытъ	być	być	byti	lenni
εἶμαι	есмь	jestem	jsym	jsem	vagyok
εἶσαι	есй	jesteś	jsy	jsi	vagy
εἶναι	есть	jest	je, jo	jest (je)	van, vagyon
εἴμεσθεν	есьмы́	jesteśmy	jsmy	jsme	vagyunk
εἶσθε	есте	jesteście	jsče	jste	vagytok
εἶναι	суть	są	jsu	jsou	vannak, vagynak
(ἔχειν)	имѣшь	mieć	měć	měti	van
ἔχω	имѣю	mam	mam	mám	nekem van
ἔχεις	имѣещь	masz	maš	máš	neked van
ἔχει	имѣетъ	ma	ma	má	neki van
ἔχομεν	имѣемъ	mamy	mamy	máme	nekünk van
ἔχετε	имѣете	macie	maće	máte	nektek van
ἔχουν	имѣютъ	mają	maju	májí	nekik van
κάμνω	дѣлать	czynić	činić	dělati	tenni, csinálni
ζῶ, ζειῶ	жить	żuć	žiwy być	žìti	él
ἀποθνήσκειν	умирáтъ, умерéть	umrzeć	wumrjeć	mříti	halni, meghalni
καί	и	i, y, a	a	a, i	és
μά, ἀλλά	но, да, же	lecz, ale	ale	a, ale	de

Die Schrift.

Entstehung und Wesen der Schrift.

„Des Worts ist so und so,
Wer nicht stumm, ein Jeder froh" —
lautet ein alter Spruch, wir fügen aber schnell hinzu:
Und der Schrift ist so und so,
Wer nicht blind, ein Jeder froh!

Man male sich nur einmal lebendig einen Verkehr unter Menschen aus, denen alle schriftliche Aufzeichnung fehlt. Verdient ein solcher Zustand wirklich civilisirtes Leben genannt zu werden? Ist es nicht gerade so, als ob dem geistigen Menschen ein Lebensorgan genommen wäre, als ob ihm die „Zunge seiner Hand" fehlte, wie der gelehrte Abdallah Ibn Abbas die Schrift genannt hat. Da die Schrift aus uralter, vorgeschichtlicher Zeit stammt, wo die Menschen nach der Sage noch mit den Göttern oder mit dem einigen Gott im engeren, vertraulichen Verkehr stand, so hat man auch behauptet, daß die Götter den Menschen die Schrift gelehrt hätten — man hat die Sanskritschrift z. B. Dêvanâgarî genannt — sie ist aber gewiß menschlichen Ursprungs, wie schon ihre allmälige Vervollkommnung zeigt. Die Schriftbildung ist eine Urthat des menschlichen Geistes. Civilisation und Kultur können in einem Volke nur zugleich mit der Schriftbildung anheben. Auch werden vollkommenere Sprachen von vollkommener Schrift, und umgekehrt, begleitet sein. Ohne alle Schrift kann überhaupt die Sprache nicht zur vollen Entwicklung gelangen. Wenn wir aber sagen ohne Schrift, so verstehe man darunter nicht sogleich die uns jetzt gewöhnliche, Laute bezeichnende Schrift, das Alphabet; wir werden bald sehen, daß, historisch betrachtet, dem Alphabet gewiß viele andere Versuche, das geflügelte Wort in Zeichen festzuhalten, vorausgegangen sind.

Obgleich wir nun, wie dies wol auch erwünscht und zweckmäßig war, schon bei der Betrachtung der einzelnen Sprachen unserem Leser manches Alphabet vorgeführt haben, und obgleich sich derselbe bei recht aufmerksamem Anschauen und Vergleichen dieser verschiedenen Schriftzüge gewiß schon manchen Gedanken über ihren Zusammenhang

und ihre Entwickelung gebildet hat, so kann doch selbst die aufmerksamste Betrachtung der einzelnen oben gegebenen Alphabete noch nicht genügen. Wir müssen jetzt vielmehr tiefer auf die Untersuchung des Zusammenhangs der Schrift mit der Sprache, des Bildes mit dem Gedanken, des Zeichens mit dem Laute eingehen und die Frage zu beantworten suchen, wie es dem Menschen möglich geworden ist, die Sprache nicht blos mit dem Ohr, sondern auch mit dem Auge aufzufassen; denn die Schrift ist Uebertragung der Sprache aus dem Reiche des Ohres in das des Auges oder (damit man nicht gleich an Lautschrift denke) Andeutung der Rede durch sichtbare Zeichen.

Die ersten Anfänge schriftlicher Bezeichnung mögen Striche gewesen sein, welche eine Zahl darstellen sollten. Auch bei den Aegyptern finden sich solche uralte Zahlzeichen, welche wir weiter unten zusammenstellen werden. Der Mexikaner bezeichnete die Einheit durch einen kleinen Kreis. Der Indianer macht sich an einem recht in die Augen fallenden Baum für jeden erbeuteten Skalp ein Zeichen durch einen Einschnitt und unterscheidet dabei getödtete Männer oder Weiber durch besondere Formen der Striche. In ähnlicher Weise machten die alten Deutschen bestimmte Zeichen für Zahlen (sie numerirten) auf ihrem Kerbholze oder Kerbstocke. Die Kerbe auf den verschiedenen (3) Seiten des Stockes bezeichneten hier verschiedene Münzsorten; denn — zum Lobe unserer Vorfahren sei's gesagt — sie dachten bei solchen Einschnitten nie an geschlachtete Menschen, sondern meist an Frohnden und andere Leistungen, die sie vollbracht oder noch zu vollbringen hatten, überhaupt an Kontrolirung des Verhältnisses zwischen Schuldner und Gläubiger. Diese Kerbe oder Einschnitte sind immerhin schon eine Art von Ziffern; dagegen finden wir noch weit rohere Bezeichnungen in der Urzeit oder bei den modernen Wilden. Ein Häuptling auf den Fidschi-Inseln bezeichnete noch vor wenigen Jahrzehnten jeden geschlachteten Menschen durch je einen an einem bestimmten Platze aufgerichteten Stein.

Eine andere schon uralte Art der Bezeichnung ist die durch Knoten in Schnüren. Dieselbe geht indeß schon weit über bloße Zahlenbegriffe hinaus und kann also schon recht eigentlich Knotenschrift genannt werden. Gewissermaßen ihr rohester Anfang ist der in's Taschentuch geknüpfte Erinnerungsknoten. Die Chinesen haben diese Knotenschrift sinnreich ausgebildet; durch die verschiedene Art und Weise der Knüpfung, durch die Entfernung der einzelnen Knoten von einander, durch die Verbindung einzelner Schnüre mit einer Haupt-

schnur u. s. w. machten sie es möglich, die verschiedensten Begriffe zu bezeichnen. Auch auf den Südsee-Inseln und bei den Indianern Amerika's findet sich eine ähnliche Art von sinnlicher Andeutung des Gesprochenen oder Gedachten. In Mexiko und Peru war dieses Knotenschürzen besonders kunstreich entwickelt, und netzartige Flechtwerke von Schnüren entsprachen ganzen Schriftstücken, Urkunden u. s. w.

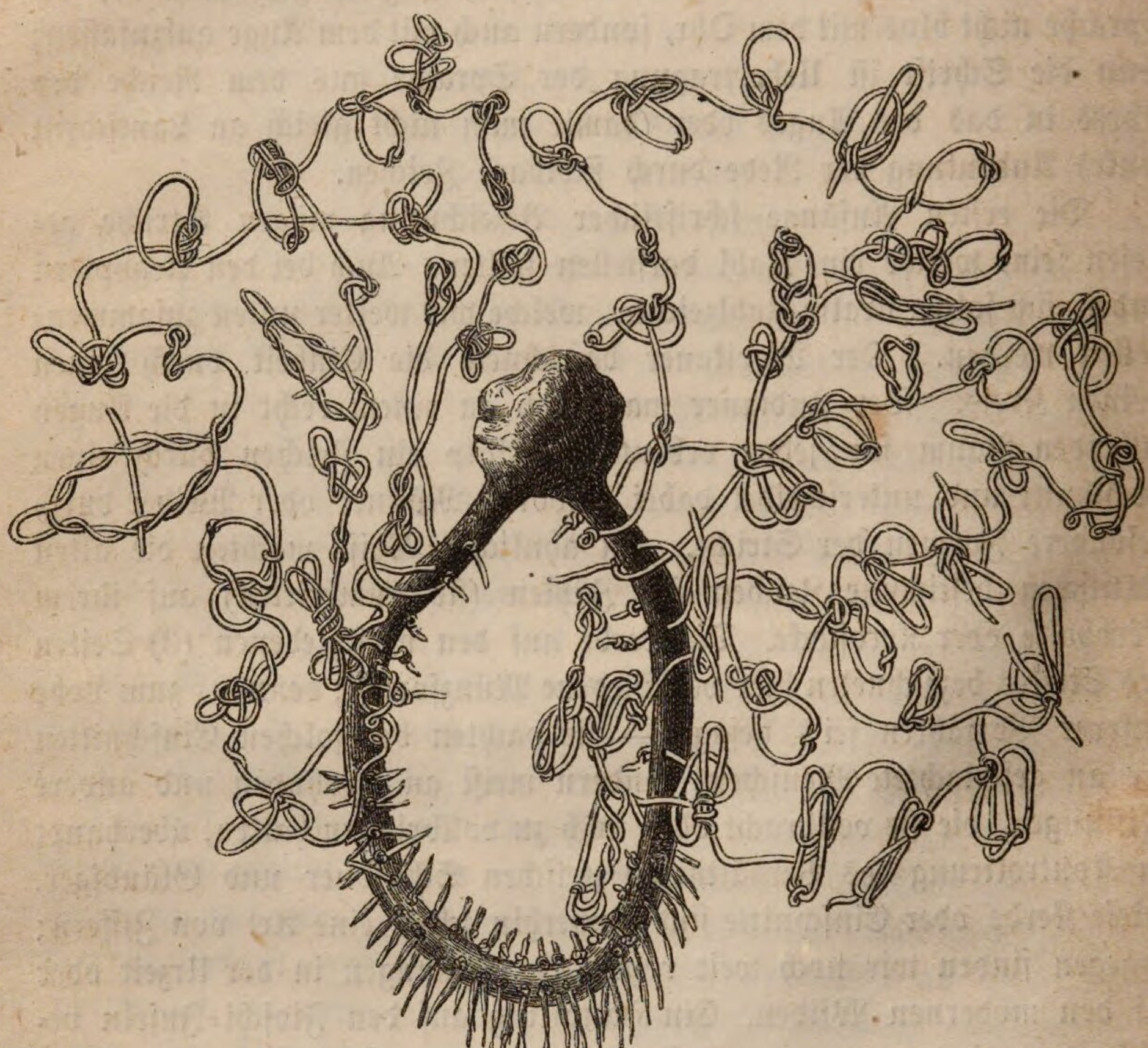


Fig. 4. Altperuanische Knotenschrift.

Die peruanische Obrigkeit beschäftigte ihre Knotenschürzer und wenn es bei uns einem Nichtjuristen meist viel Mühe bereitet, irgend ein Aktenstück eines verwickelten Prozesses zu verstehen, so dürfte es andererseits auch den gescheidtesten unserer Juristen schwer fallen, die Verwickelungen eines solchen peruanischen Schriftstückes wie das anbei gezeichnete zu lösen. Bei Gelegenheit dieser Knotenschrift gedenken wir noch eines für die nordamerikanischen Indianer zur Erinnerung an allerlei Begebenheiten und für gesellige Verbindungen wichtigen

Geräthes, des Wampum-Gürtels. Aus dem Innern der Handelsmuschel werden walzenförmige oder korallenartige Knöpfe geschnitten und durch deren verschiedene Farben und Formen gewisse Wünsche, Bedingungen oder Forderungen einzelner Stämme andern bekannt gemacht. Solche symbolische d. i. in Sinnbilder gefaßte Bezeichnungen lassen sich einigermaßen mit der Blumensprache vergleichen, dem Selam der Orientalen. Diese knüpfen indeß ihre Sprache fast ausschließlich an die Namen der Blumen, während bei uns die Bedeutung der Blumen aus mancherlei wirklichen oder eingebildeten Eigenschaften hergenommen ist. Die Zahl der Begriffe, für deren Bezeichnung man in ganz Deutschland unbedingt dieselben Blumen wählen würde, ist überhaupt gering. Bei der Anordnung der letztern ist ihre Stellung bedeutungsvoll; die abwärtsgekehrte Blume soll das Gegentheil der ursprünglichen Bedeutung bezeichnen.

Ehe wir von dieser, besonders bei den jungen Mädchen beliebten Symbolik zu der eigentlichen Bilderschrift, als der vollendeten Form der symbolischen Schrift übergehen, verweilen wir noch einige Augenblicke bei der Schrift der Amerikaner. Eine ausgebildete Schrift haben die Amerikaner eigentlich nie gehabt. In Mexiko giebt es wol einige hieroglyphische Codices; sonst sieht sich aber der Geschichtsforscher genöthigt, die Vergangenheit aus den physiologischen Aehnlichkeiten der zahlreichen Stämme, aus den linguistischen Verhältnissen der nicht minder mannichfachen Idiome und aus den Erd- und Steindenkmälern abzulesen, die weit über ganz Amerika zerstreut sind. In Amerika knüpft sich überhaupt die Geschichte der vorcolumbischen Zeit nicht wie im alten Kontinent an bestimmte Länder, sondern meist an bestimmte Volksstämme an. Bei der großen und langsamen Wanderung, welche die amerikanischen Völker im Laufe der Zeit von Norden nach Süden vollbrachten, können wir oft die Spuren eines einzelnen Stammes verfolgen, während uns die Geschicke des Bodens, den er zuerst inne hatte, späterhin fremd bleiben. Zwei Kulturvölker nehmen in der älteren Geschichte Amerika's den ersten Rang ein, die von Mexiko und Peru. Cortez und Pizarro hatten gegen wohlgeordnete Heere inmitten gesitteter Staaten zu kämpfen, welche schon eine bedeutende Epoche der Civilisation hinter sich haben mußten. Will man sich über diese Urgeschichte belehren, so muß man zu der Archäologie, zu der Geschichte der alten Kunstwerke, seine Zuflucht nehmen. An den Formen und dem Stile, in welchen diese alten Denkmäler gebaut

sind, läßt sich der Zug der alten amerikanischen Völker erkennen. Ueberdies sind diese alten Bauwerke auch größtentheils mit hieroglyphischen Zeichen bedeckt, deren Entzifferung schon theilweise gelungen ist. So wie die erst vor wenigen Jahrzehnten der Nacht längst entschwundener Zeiten entrissenen Monumente der Assyrer und Perser durch ihre Keilschriften, welche wir noch näher betrachten wollen, einen tiefen Blick in die dunkle Vergangenheit, in das innere Kulturleben dieser Völker zu werfen gestatteten, und zugleich das Bestreben derselben, oder vielmehr ihrer Herrscher, an den Tag legten, ihre Thaten in Lapidarschrift zu verewigen, so hat zum Glück derselbe Wunsch die Centralamerikaner und die Bewohner des aztekischen Hochlandes erfüllt; zum Glück sagen wir, denn während in der alten Welt neben diesen Inschriften noch hier und da ein anderer geschichtlicher Quell fließt, so können wir kaum erwarten, daß man zu der Urgeschichte Amerika's je auf andern Wegen wird vordringen können, als auf diesem archäologischen, also durch Untersuchung der alten Kunstwerke und ihrer Inschriften.

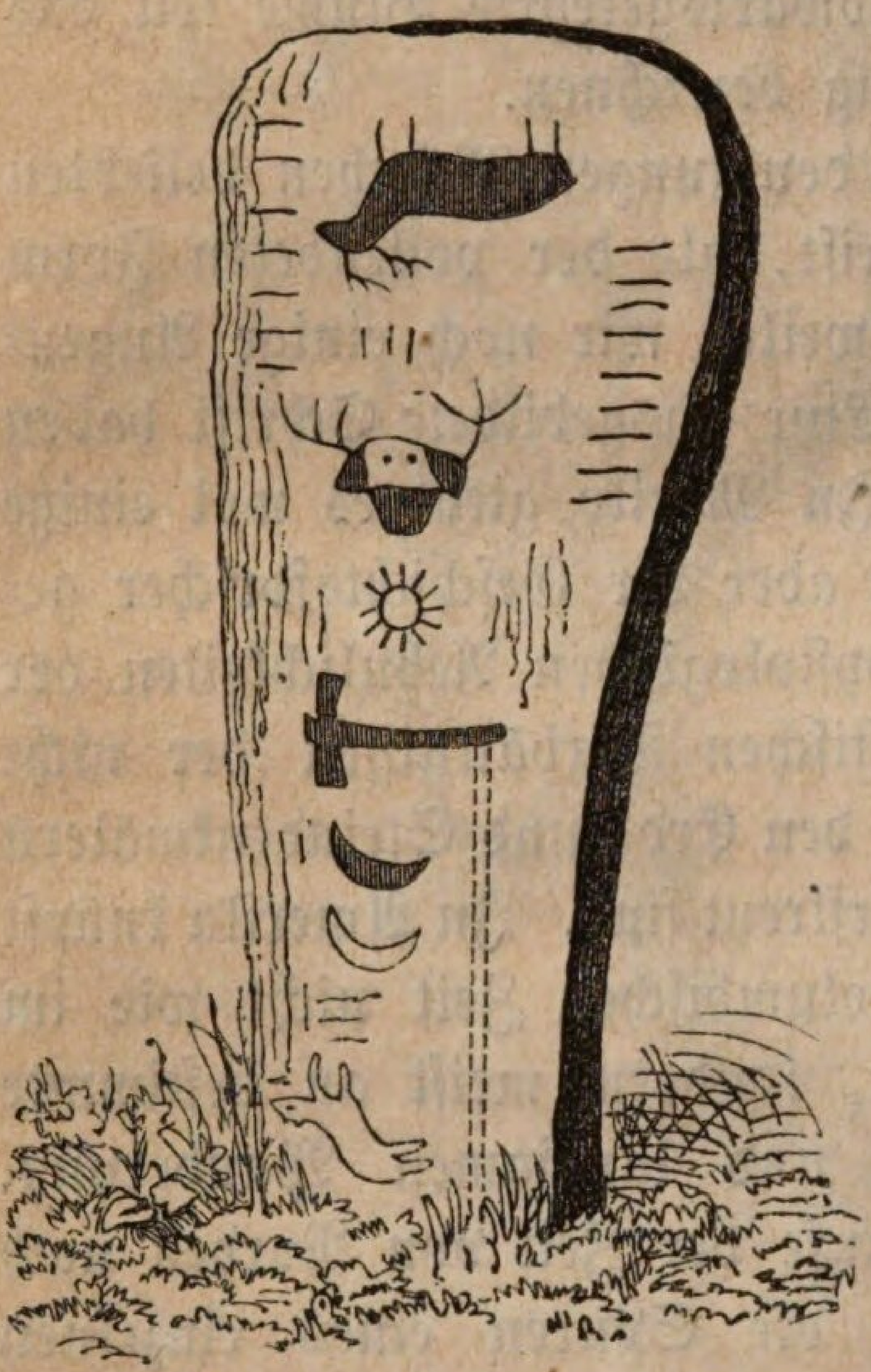
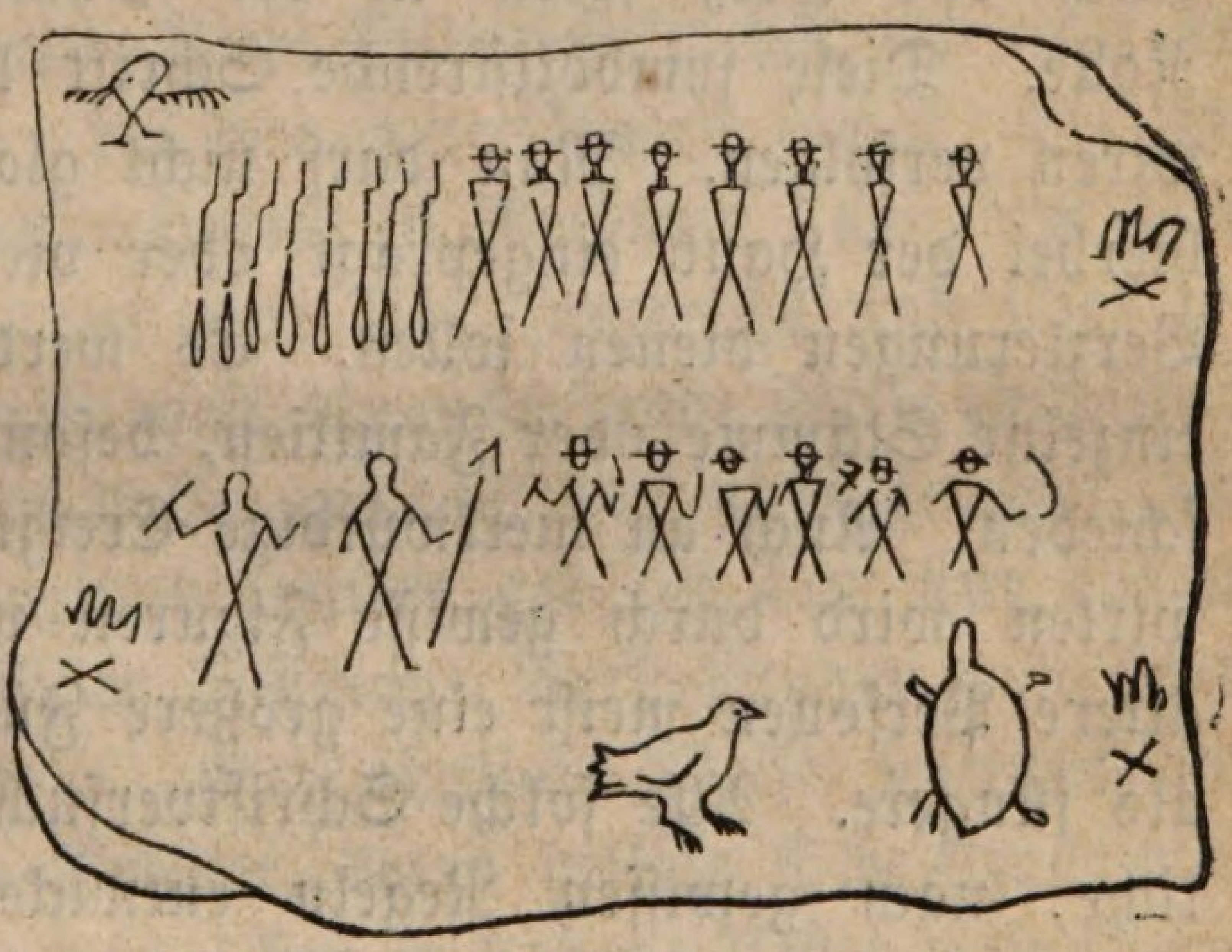


Fig. 5.

Ehe wir indeß die amerikanischen Indianer-Distrikte wieder verlassen, geben wir unsern Lesern noch einige Proben solcher indianischen Schriftwerke. Wir erzählen zunächst etwas von der Schrift der Tschippeways. Diese sagen selbst, daß sie zwei Arten von Schrift besäßen, nämlich eine allgemein verständliche: kekiwin, und eine nur den Eingeweihten verständliche: kekinowin. Diese letztere umfaßt die Liebes-, Jagd- und Kriegslieder, welche alle Zauberlieder sind. Man glaube aber nicht, daß die Schrift, wenn man sie überhaupt so nennen kann, es selbst den Eingeweihten möglich gemacht habe, ein solches Lied sogleich abzulesen. Man lernte ein solches Lied durch mündliche Ueberlieferung zunächst auswendig und die Schrift diente nun eigentlich nur dazu, dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen und mittels der zusammengestellten Bilder sich die Verse selbst wieder in gehöriger Folge zusammenzustellen. Es ist etwa

ebenso wie wenn man z. B. die Verse, welche Leporello zu Anfang des Don Juan singt, scherzweise durch einige Symbole andeuten wollte, wie dies neulich in einem unserer an allen möglichen Rebus-formen reichen Journale geschehen ist. Jede Zeile, also z. B. gleich die erste „Keine Ruh bei Tag und Nacht" ist dann durch eine in sich abgeschlossene Zeichnung zu veranschaulichen. So ähnlich mag es sich mit dem kekinowin der Indianer verhalten; was es aber mit der verständlichen Schrift kekiwin für eine Bewandtniß hat, wollen wir noch an ein paar Beispielen zeigen.

Auf dem Grabmale eines Tschippeway-Häuptlings hat man z. B. den beigezeichneten Stein (Fig. 5) gefunden. Das verkehrt gestellte Rennthier soll anzeigen, daß das Haupt einer Familie, deren Zeichen ein Rennthier ist, hier begraben liegt. Die Striche geben die Anzahl der Kriege, die erlegten Feinde, die Zahl der Wunden an.


Fig. 6.

Eine andere interessante Probe indianischer Bilderschrift giebt die nebenstehende Abbildung eines Stückes Birkenrinde, das man an einer Stange befestigt gefunden hat. Sechzehn Personen waren nämlich zur Aufsuchung der Mississippiquellen ausgesandt worden; zwei Indianer waren ihre Führer; man hatte sich aber verirrt und schließlich die Stange etwas nach der Richtung hingeneigt aufgestellt, in der man weitergezogen war. Was bedeutet nun diese an die Kunstleistungen sechsjähriger Kinder erinnernde Malerei? Acht Mann Bedeckung (mit acht Flinten); zwei Indianer (ohne Hüte) als Führer; sechs Europäer (eine Zunge bezeichnet den Dolmetscher, ein Hammer den Geognosten 2c.). In den Ecken drei Wachtfeuer, man hat sich drei Mal gelagert; Schildkröte und Huhn bezeichnen die Jagdbeute, die man verzehrt; die Figur oben links läßt sich schwer errathen.

Diese Beispiele werden eine Anschauung von dieser malenden Schrift der Indianer geben. Die Zeichnungen selbst gleichen denen unserer fünf- bis sechsjährigen Kinder auf ein Haar.

Ein Kopf ist ein Kreis mit zwei Punkten und einem senkrechten Strich, oder bei kleinern Zeichnungen nur ein Kreis; ein nach unten daran gefügter Strich ist der Hals; daran wird ein kurzer Querstrich gesetzt, von dessen beiden Endpunkten zwei sich kreuzende Linien auslaufen. So wird das Bild eines Menschen fertig. Außer solchen eigentlichen Bildern enthält aber diese Art von Schrift auch viele symbolische. Zum Symbolisiren oder Aufsuchen gewisser Sinnbilder zeigen alle Völker der Erde, selbst die wildesten, mehr oder weniger Neigung. Aber nicht allein das Symbol ist etwas allgemein Menschliches, sondern auch die bestimmte Form, in welcher es auftritt, stimmt oft so auffällig überein, daß man die Erklärung dieser Erscheinung in dem menschlichen Instinkte suchen möchte. Das Händegeben ist z. B. auch den Wilden ein Zeichen der Freundschaft. Sehen und Betasten steht überhaupt bei Ungebildeten und Kindern in engsten Zusammenhang. Auch das Herz spielt in der Symbolik eine große und wichtige Rolle. Diese symbolisirende Schrift läßt sich ferner bei dem Tättowiren verfolgen. Man darf nicht glauben, daß die Figuren, welche hierbei der Haut eingeprägt oder vielmehr eingeätzt werden, nur zu Verzierungen dienen sollen. Es werden vielmehr durch dieselben oft einzelne Stämme oder Familien, besonders auch die Rangstufen unterschieden. Auch an merkwürdige Ereignisse aus dem Leben des Tättowirten wird durch gewisse Figuren und Symbole erinnert, weshalb ältere Personen meist eine größere Fülle solchen Schmuckes aufweisen als jüngere. Alle solche Schriftversuche können wir aber nicht eigentliche, nach gewissen Regeln entwickelte Bilderschrift nennen. Wir wollen diese selbst nun etwas näher betrachten.

Die Bilderschrift.

Wir deuteten schon oben an, daß in alten Zeiten zunächst gewisse Symbole zur Bezeichnung von Gegenständen und Begriffen, z. B. ein paar ausschreitende Beine zur Bezeichnung des Gehens, ein Kreis, weil er weder Anfang noch Ende hat, zur Bezeichnung der Ewigkeit, gewählt wurden. Auf diese Weise kamen gewisse Sinnbilder zu allgemeiner Geltung. Sinnbilder sind aber eben in unserer

Vorstellung vorhandene oder für unser Auge wirklich gezeichnete Bilder, welche einen Begriff des Verstandes oder auch eine Idee der Vernunft versinnlichen oder anschaulich machen. So konnte man Treue durch das Bild eines Hundes, Wachsamkeit durch das eines Hahnes ausdrücken. Durch geschickte Zusammenstellung solcher Sinnbilder konnte man dann die durch sie bezeichneten Dinge in ähnlicher Weise in Zusammenhang bringen, wie die Begriffe in einem Satze. Wenn aber sprechen so viel ist als Ausdrücken des Gedachten mittels eines Satzes, so ist jenes sinnreiche Zusammenstellen der Gedankenbilder nichts Anderes als schreiben, ein Schreiben mit Anwendung von Symbolen. Diese Bilderschrift hat dann freilich mit dem lautlichen Klang des Wortes durchaus nichts zu thun und soll nur Vorstellungen von Gegenständen erwecken, die jedes Volk mit den bei ihm gebräuchlichen Worten aussprechen kann, die also auch von den verschiedensten Völkern eben so leicht wie musikalische Noten oder Ziffern abgelesen werden können. Diese Bilderschrift hat sich nun bei vielen Völkern des Alterthums, bei den Amerikanern sowol, wie wir dies bereits oben sahen, als namentlich in Aegypten, auf dem klassischen Boden der Inschriften, auf eine sehr sinnreiche und über die rohen Anfänge der Indianerschrift weit hinausgehende Weise entwickelt. Auf Schönheit der Form wurde dabei zunächst gar nicht geachtet, obgleich es auch Künster im Hieroglyphenmalen gab, es kam nur darauf an, durch möglichst einfache Bilder bestimmte Vorstellungen von wirklichen Gegenständen zu erwecken. Auf ähnliche Weise scheinen ursprünglich auch die ägyptischen Priester, deren heilige Schriftzüge man eben Hieroglyphen genannt hat, geschrieben zu haben. Ueber diese Hieroglyphenschrift der alten Aegypter wollen wir unsern jungen Freunden zunächst einige hoffentlich allgemein verständliche Mittheilungen machen.

Aegyptische Hieroglyphen.

In keinem Lande findet man die Inschriften so häufig, in keinem Lande sind sie so mannichfach an Inhalt und in solcher Weise recht eigentlich Literatur und Geschichte, wie in Aegypten. An der ägyptischen Hieroglyphenschrift können wir gewissermaßen den ganzen Weg verfolgen, welchen der Menschengeist in seinem Streben, das flüchtige

Wort fest zu bannen, genommen hat. Die Schrift der Aegypter fing mit dem wirklichen Bilde an. Wir finden in ihren Gebäuden malerische Darstellungen, welche zwar von den eigentlichen Hieroglyphen sowol ihrem Wesen nach, als auch räumlich, streng geschieden sind, dennoch aber mit den griechischen Reliefs oder unseren Gemälden gar nicht verglichen werden können. Die Absicht der Mittheilung durch gewisse Bilder und Symbole tritt in ihnen, wie es scheint, fast stärker hervor, als die der Darstellung oder etwa nur der rein künstlerischen an der Schönheit der Formen sich freuenden Darstellung, wie diese bei den Griechen Hauptsache war. Beide Absichten scheinen in diesen ägyptischen Schriften noch vereint. Von solcher Darstellung an entwickelte sich dann die Hieroglyphenschrift weiter, aber der Aegypter war so streng konservativ, er suchte das einmal Herkömmliche mit solcher Ehrfurcht und Scheu zu bewahren, daß sich in der später entwickelten hieratischen, einer aus den Hieroglyphen gebildeten Kursivschrift und in der zur Zeit des Psammetich auftauchenden demotischen Schrift, einer noch weiter gehenden Abkürzung der vorigen, immer noch die Grundzüge der alten heiligen und prächtigen Schrift erkennen lassen. Durch die Entwicklung der eigentlichen Schrift wurde jenen älteren Darstellungen, welche ursprünglich gewiß malende Schrift waren, mehr eine Richtung und Hinneigung zur eigentlichen Kunst gegeben. Die Aegypter hatten nach alledem statt der Schrift ursprünglich Bildermalerei, während der phantasielose Chinese von den Knotenschnüren ausging und sich seine Wortbilder aus einer größern oder geringern Anzahl von Strichen zusammensetzte.

Wenn man nun die einzelnen Hieroglyphen für Symbole gewisser Gegenstände hält, so könnte man die Schrift mit ihnen für eine Art von Rebus halten und sie in ähnlicher Weise errathen wollen. Einzelne Gelehrte haben auch dieses mühsame und dabei doch ziemlich müßige Spiel mit ihnen getrieben. Erst Jean François Champollion brachte in die ägyptische Finsterniß, welche die uralten Schriftbilder trotz der angestrengtesten Bemühungen mehrerer Gelehrten noch immer bedeckte, einiges Licht. Er zuerst suchte Lautzeichen in den Eigennamen; er ging also von der Annahme aus, daß die Aegypter einen Namen wie Ptolemaios oder Alexandros durch Zusammenstellung von Zeichen schrieben, welche merklich die einzelnen Buchstaben des Alphabets, also Laute bezeichneten. Auch suchte er nachzuweisen, daß die Hieroglyphenschrift für denselben Laut verschiedene Zeichen gebrauche,

die demnach gleichlautend, homophon, genannt wurden. Durch scharfsinnige Vergleichung gewisser Bezeichnungen von Namen, über deren Bedeutung kaum ein Zweifel übrig bleiben konnte, auf verschiedenen Inschriften, brachte er heraus, daß



Fig. 7.
Ptolemäos,

bedeuten müsse. Die erste Hieroglyphe im Namen Kleopatra stellt hier einen Winkel (keli) dar und ist also = k. Sie findet sich in den andern Namen nicht vor.

Die zweite Hieroglyphe ist offenbar das Bild einer Löwin, da diese nun laboi hieß, so ist es sehr wahrscheinlich, daß sie akrophonisch, d. h. mit alleiniger Beachtung des ersten Buchstabens, l bezeichnete, und wirklich findet sie sich in Ptolemäos an der vierten, in Kleopatra an der zweiten, und in Alexandros an der zweiten Stelle wieder vor.

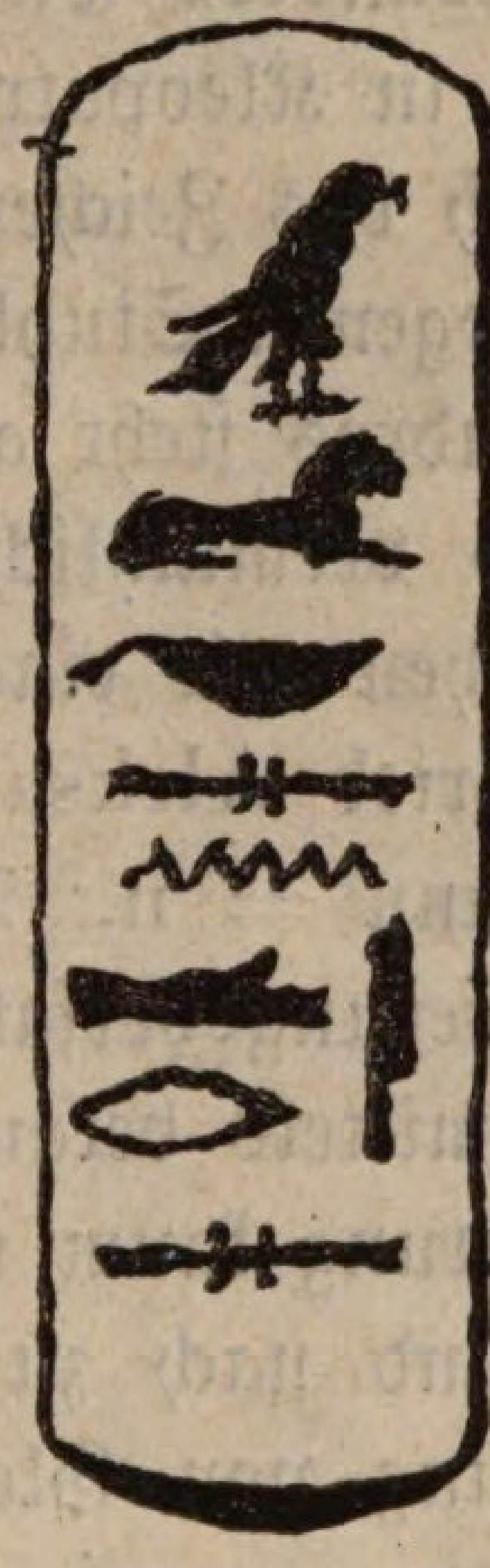


Fig. 8.
Alexandros,



Fig. 9.
Kleopatra

Das dritte Zeichen in Kleopatra unter den Vorderfüßen der Löwin (von rechts nach links lesend) erscheint in Ptolemäos verdoppelt als vorletztes Zeichen; es sollte demnach e oder das griechische ai (das wahrscheinlich ä ausgesprochen wurde) bezeichnen.

Das vierte Zeichen in Kleopatra unter den Hinterfüßen der Löwin, vielleicht eine gewisse Blume, wäre dann = o und erscheint auch richtig in Ptolemäos an der dritten Stelle. In Alexandros sucht man es freilich vergebens. Darunter steht in Kleopatra eine quadratähnliche Figur (pu?), welche sich in Ptolemäos auch, wie man erwartet, an der ersten Stelle vorfindet und also p bedeutet. Daneben steht in Kleopatra, sowie in Alexandros obenan und in Kleopatra ganz unten, ein Adler (achom), als Zeichen für a.

Darunter erblicken wir in Kleopatra eine Hand (koptisch tot), also ein Zeichen für t. Statt dessen finden wir in Ptolemäos einen Halbkreis, der also auch t auszusprechen war. Dasselbe Zeichen finden

wir links unten über dem einen weiblichen Namen bezeichnenden Ei als weiblichen Artikel te, wodurch nur bestätigt wird, daß dieser Halbkreis auch t ausgesprochen werden konnte. Darüber ist in Kleopatra als achtes Zeichen ein Mund abgebildet, welcher koptisch ro heißt. Dieses r erscheint in Alexandros wieder an der vorletzten Stelle.

Die Zeichen in Kleopatra wären somit alle erklärt. In Ptolemäos blieb freilich das Zeichen unter dem Löwen, welches m und das letzte einer umgebogenen Stuhllehne ähnliche übrig, welches s bezeichnen mußte. In Alexandros steht aber an der dritten Stelle eine gehenkelte Schale, was also vermuthlich eine andere Schreibart für k gewesen ist. Darunter sehen wir eine riegelartige Hieroglyphe, wahrscheinlich s, denn man schrieb Aleksandros. Die gezackte Linie unter diesem Riegel ist aber dann = n. Der Leser wird schon bemerkt haben, daß ein solches Entzifferungsverfahren einige Aehnlichkeit mit der Algebra hat. Man sucht mittels bekannter Größen, d. h. hier mittels Zeichen, über deren Bedeutung kaum noch ein Zweifel herrschen kann, die unbekannten nach und nach zu finden. Man hat ähnlich zu verfahren wie bei der Lösung von Gleichungen mit mehreren Unbekannten x, y, z u. s. w. Hat man erst x gefunden, so fällt es schon viel leichter für y und endlich für z die Werthe zu berechnen. Freilich muß man bei diesem ganzen Verfahren die Behauptung als wahr annehmen, daß jede Hieroglyphe wirklich den Laut darstellt oder darstellen kann, mit welchem der Name des in ihr abgebildeten Gegenstandes beginnt. Man hat aber nun in der neuesten Zeit nachzuweisen versucht, daß jedes konsonantische Hieroglyphenzeichen auch noch einen mit demselben verbundenen Vokal bezeichnet. Danach lautet das quadratische Zeichen nicht bloß p, sondern pa, die gezackte Linie nicht n, sondern na. Hält man dies fest, so erklärt es sich auch, warum noch ein Zeichen für n vorkommt, das dann nu zu lesen ist. Man darf aber nach alledem nicht glauben, daß sich die Hieroglyphenschrift mit ihren vielen Zeichen (über 600) geradezu in eine phonetische oder lautliche Schrift auflöse; im Gegentheil gab es jedenfalls noch eine Menge Wortbilder. Um nun hier Verwechslungen und Irrthümer zu vermeiden, stellte man noch gewisse Zeichen an ihre Seite, welche angeben sollte, zu welchem Ideenkreis das bezeichnete Wort gehörte. Fügte man  d. h. einen seine Hand zum Munde führenden Mann zu einer Hieroglyphe hinzu, so war damit irgend eine Thätigkeit des Mundes bezeichnet, ein Paar schreitender

Beine  bezeichnete irgend eine Thätigkeit des Gehens,  (drei Blumen an einem Stengel) einen zum Pflanzenreich gehörenden Begriff,  (ein Baumast mit Zweigen irgend etwas Hölzernes,  (eine zusammengebundene Papyrusrolle) irgend etwas mit dem Papier in Zusammenhang stehendes, also Schreiben, Malen, Denken, Sagen u. s. w.

Schließlich wollen wir noch die ägyptischen Zahlzeichen zusammenstellen, unter welchen die höchsten Ziffern offenbar auch in der Art und Weise der Bezeichnung von den kleinern eben so entschieden abweichen, wie die phonetische Konsonanten-Bezeichnung von den Bildern für Begriffe abwich. Bei dem letzten Bilde könnte man annehmen, daß durch die Stellung der Arme das Erstaunen über die gewaltig große Zahl ausgedrückt werden sollte. So viel steht jedenfalls fest, daß die Bezeichnung z. B. von 50 nach einer ganz andern Methode erfolgt, als die von 100,000 und der größern Zahlen.



Fig. 10.

Die Begriffsschrift.

Wir haben gesehen, in welcher Weise ein Uebergang von der Bilderschrift zu der Laute bezeichnenden Buchstabenschrift recht wohl denkbar ist. Wenn man unter * sich sofort einen Stern (stella) denkt, so scheint der Schritt nicht groß, sich unter demselben Zeichen ein st oder s zu denken; es ist aber dennoch ein gewaltiger Schritt, denn mit ihm müssen wir sogleich auf die bildliche Darstellung eines Sternes verzichten und * nur noch als ein Lautzeichen betrachten. Der Franzose wird z. B. gar nicht einsehen, warum * s oder st bezeichnen solle, er nennt den Stern étoile (ursprünglich estoile), und aus

seinem Worte ist, also s und st gänzlich verschwunden. Soll einmal der Anfangslaut des für das Symbol gebräuchlichen Wortes durch dasselbe bezeichnet werden, so würde er natürlich an é denken. Der Uebergang zur Lautschrift ist also gar nicht so einfach und selbstverständlich.

Wir richten deshalb zunächst unsere Aufmerksamkeit auf einen andern Uebergang, es ist die aus der Bilderschrift allmälig bei einzelnen Nationen entwickelte Begriffsschrift. Dieser Uebergang läßt sich recht klar bei den Chinesen verfolgen, welche nur noch etwa 200 Zeichen gebrauchen, die als eigentliche Bilder gelten können und dennoch den ursprünglich dargestellten Gegenstand kaum noch erkennen lassen. Alle anderen bildlichen Darstellungen sind in einfache Charaktere umgewandelt worden, von denen 214 die Grundlage der lexikalischen Anordnung bilden. Diese setzte man wieder zusammen, wenn es galt, zusammengesetzte Begriffe auszudrücken. Da diese Zusammenstellungen aber auch wieder ihre Gestalt veränderten, so entstanden gegen 40,000 Zeichen, von denen aber kaum die Hälfte in Gebrauch blieb. Jeder Europäer kann sich nun durch unverdrossenes Studium und mit Hülfe guter Lexika, die nicht einmal der Nationalchinese entbehren kann, die Fähigkeit erwerben, ein chinesisches Buch zu lesen, ohne nur ein Wort von der einsilbigen chinesischen Sprache zu verstehen. Er spricht eben jedes Begriffszeichen mit dem Worte aus, das in seiner Muttersprache für den bezeichneten Begriff gebräuchlich ist. Auf den ersten Blick mag es allerdings sehr schwer erscheinen, sich in den seltsamen Stricheleien der chinesischen Schriftzeichen zurecht zu finden. Man betrachte z. B. die Schriftzeichen: 麻 ma, Hanf, 齒 tcʻi, Zähne, wo der geöffnete Mund noch deutlich zu erkennen ist, 龜 kûei, Schildkröte u. s. w. Bei näherer Betrachtung findet man jedoch bald, daß diese Schriftzeichen sich nach der Anzahl von Strichen, die bei ihrer Zeichnung angewandt werden, in gewisse Abtheilungen (im Ganzen 17) bringen lassen. Auch muß man nicht glauben, daß diese Zeichen durchaus *nur Begriffe* bezeichnen, daß sie blos „ideographisch“

sind. Der Chinese verbindet solche ideographische Zeichen noch mit andern, welche phonetischer Natur sind, d. h. einen Laut bezeichnen. Der Tannenbaum heißt z. B. suṅ-mü; davon ist suṅ der spezielle Name „Tanne" und mü der Gattungsname „Baum". Nun wird Tannenbaum so geschrieben, daß zum allgemeinen Bilde für Baum oder Holz, 木 noch das phonetische oder lautbedeutende Zeichen für sun gesetzt wurde. Man wird nun einsehen, daß z. B. das Zeichen für Haare (pieu), 髟 auf ähnliche Weise zusammengesetzt ist, denn 彡 (san) bedeutet auch schon Haar. Uebrigens malt der Chinese seine seltsamen Zeichen mit senkrecht gehaltenem Pinsel (yü, 聿) in senkrechten Zeilen und stellt diese von der Linken zur Rechten neben einander. Statt der Tinte braucht er seine in den feinern Sorten ausgezeichnet gute Tusche.

Die Japanesen sollen zwar ihre Schrift ursprünglich von den Chinesen entlehnt haben, dieselbe ist aber so sehr vereinfacht, daß man gar keine Aehnlichkeit mehr erkennt. Die gewöhnlichste Schriftform ist jetzt das Syllabar, d. h. Sylbenalphabet in der Schriftform Kata-kana. Das Alphabet heißt I-ro-fa, nach den ersten drei Sylben: イ i, ロ ro, ハ fa (va). Diesen syllabischen Alphabeten begegnen wir besonders in den turanischen Sprachen häufig. Das kurze a ist namentlich häufig den Konsonanten, selbst ohne erst bezeichnet zu werden, eigen (vgl. S. 33, das Sanskrit-Alphabet). So bezeichnet z. B. auch im Bugis, der ursprünglichen und vorzüglichsten Sprache auf der Insel Celebes, jeder Konsonant noch einen daran hängenden Vokal (zunächst a), ebenso in der merkwürdigen javanischen Schrift (z. B. ꦲ = hå, ꦤ = nå, ꦕ = tjå u. s. w.

Vergleichen wir, ehe wir zu der eigentlichen Lautschrift übergehen, die chinesische Schrift nochmals mit den ägyptischen Hieroglyphen, so finden wir manche Aehnlichkeit; auch in Aegypten hatte sich in den Hieroglyphen eine Bilderschrift gebildet; man hatte nach Bunsen's Ausdruck D i n g e b i l d e r erfunden. Noch entschiedener als in China

gestalteten sich aber hier diese Dingebilder zu einer Lautschrift um. So konnte dasselbe Bild zwei gleichlautende Wörter von verschiedenem Sinne bezeichnen. Daraus entwickelte sich dann, ähnlich wie im Japanesischen, eine Silbenschrift. Es entstand, etwa 600 vor Chr., in Aegypten eine weit bequemere Volksschrift, auch demotische Schrift genannt, welche die hieratische Schrift, in der die Priester schon das Malen der Hieroglyphen in ein Schreiben gewisser bildartiger Zeichen verwandelt hatten, noch mehr vereinfachte. Diese wurde dann endlich zur Buchstabenschrift, indem das vereinfachte Zeichen nur noch den Anfangsbuchstaben des Wortes für das durch die Hieroglyphe gleichsam abgebildete Ding bezeichnete. Wir werden weiter unten bei der Vergleichung einiger Buchstabenformen noch auf ein paar Hieroglyphen zurückkommen.

Die Lautschrift. Das Alphabet.

Mit der Aufstellung eines Alphabets, das jeden Laut dem Auge mit einem Zeichen eben so sicher und bestimmt sichtbar machte, wie jener selbst deutlich im Ohre erklang, also mit der Lautschrift, war in der Darstellung des gesprochenen Wortes für das Auge ein ungeheurer Schritt gethan. Man malte ja nicht mehr Symbole und Bilder aus der Außenwelt, sondern suchte die Klänge sichtbar wiederzugeben, die das gesprochene Wort im Menschenohre hervorrief.

Ein Alphabet und eine größere Anzahl von damit niedergeschriebenen Büchern bringt die flüssige Sprache gleichsam zum Stillstand, sie wird nun fest und starr. Es ist ein gewaltiger Unterschied, ob ich die Hieroglyphe  oder das hieratische Zeichen  (Hebräisch נ, am Ende der Wörter noch einem Fische ähnlicher ן, Nun) hinmale, oder piscis (lateinisch), fisks (gothisch), fisk (althochdeutsch), visch (mittelhochd.), fish (englisch), pesce (italienisch) u. s. w. schreibe. In der Hieroglyphe, die ich als Deutscher sofort „Fisch" ausspreche, steckt ja bei den verschiedenen Völkern je eine der oben angeführten Benennungen und noch viele Hunderte mehr. Buchstabire ich aber f-i-s-c-h,

so hat sich gleichsam eine Eisdecke über die lebendigen Gewässer der verwandten Sprachen, aus denen obige Wortformen, die noch um viele hätten vermehrt werden können, gesammelt waren, festgelegt. Solche künstlich fest gewordene Sprachen, wie das Zend der alten Perser, das Sanskrit der Indier, das Altägyptische, Abyssinische u. s. w., veralten und sterben; eine neue Volkssprache bildet sich gleichsam durch eine Unterströmung, welche die Eisdecke zersprengt, und ist dann das Volk ein Kulturvolk, kommen bei ihm Ereignisse vor, die zur schriftlichen Aufzeichnung drängen, so wird die neue Volkssprache wieder zur geschriebenen und derselbe Prozeß wiederholt sich von Neuem. Das ist Alles die Folge jener lautlichen Feststellung und Fixirung der Sprache. Die Sprache war ein lautes Denken, aber durch das Alphabet kommt ein Volk erst zum Bewußtsein der Laute, es denkt über die Laute nach; das lautliche oder phonetische Alphabet ist also auch ein Lautdenken, nur in anderem Sinne, es ist zugleich eine Versinnlichung der Laute für das Auge.

Wer hat aber zuerst einen reinen Laut dem Auge sichtbar dargestellt?

Man hat die große Erfindung dem semitischen Stamme zuweisen wollen. In den Schulen wird gelehrt, daß die erfindungsreichen Phönizier unter Anderem auch die Buchstaben erfunden hätten. Nach der Sage hat aber Thaauth sie ihnen aus Aegypten gebracht, wo die Erfindung wieder der Göttin Isis, wie in Griechenland dem Hermes zugeschrieben wird. Jedenfalls haben sowol die indo-germanischen als semitischen Volksstämme sehr bald für Laute Buchstaben gebraucht. Die uralten „Dingebilder" hatten der Sprache noch freien Spielraum gelassen, sie konnte sich in ihrer Lebensfülle frei entwickeln, aber die phonetische, d. h. den Laut bezeichnende Schrift war gleichsam die starre Mumie der beseelten Sprache. Zum Glück vermögen wir diese Mumie selbst wieder zu beseelen und den vertrockneten Körper in seiner Schönheit herzustellen und zu erneuern.

Man kam jedenfalls erst auf den Gedanken, einen Laut oder wenigstens eine Lautgruppe (man beachte wie verschieden a im Englischen, wie verschieden selbst im Deutschen klingt) mit einem Schriftbild darzustellen, als dieses Bild sich selbst aus der alten Hieroglyphenmalerei heraus schon sehr vereinfacht hatte. Diese Vereinfachung kann man recht auffällig an der Keilschrift verfolgen, die in den Ländern zwischen Euphrat und Tigris, in Assyrien und bis in das

Innere von Asien gebräuchlich war. Das Bestreben, möglichst rasch zu schreiben, zwang, da man die Schrift in Stein einzuhauen gewohnt war, zum Aufgeben aller Rundungen und Krümmungen der Schriftzeichen. So entstanden Zusammenstellungen von Keilen, wie sie mit dem Meißel und Hammer ziemlich schnell im Steine darzustellen sind. Sie sind aber auch mittels Holzformen in Backsteine eingedrückt.

Man unterscheidet zwei Arten solcher Keilschrift und nennt die eine die arische. Sie wurde von den alten Persern gebraucht und scheint reine Buchstabenschrift zu sein. Unter Keil versteht man den Elementarbestandtheil. A hat die Form , i: , u: , k: ; ein schräg gestellter Keil  dient als Worttrenner.

Die zweite noch nicht sicher entzifferte Art ward von den Babyloniern, Assyrern, den medischen Scythen, Susiern und Armeniern gebraucht. A soll hier die Form , i: , u:  haben. Wir wollen uns indeß mit diesen fernabliegenden Schriftzügen nicht zu lange beschäftigen, sondern statt dessen lieber die Fragen aufwerfen 1. wie sich die Alphabete weiter verbreitet und 2. wie sich dieselben namentlich in den uns näher liegenden Formen entwickelt haben.

Aus den Hochebenen Asiens und den Ländern am Euphrat wanderten die Schriftzeichen weiter nach Süden und Westen und bildeten die Grundlage indischer, arabischer und koptischer Alphabete. Als aber die gewandten und klugen Phönizier sich aus diesem Ueberlieferten ihr Alphabet bequemer gestaltet hatten, trugen sie es auch auf ihren weiten Seefahrten weiter nach Westen und führten es zunächst den Griechen zu. Die der Sage nach von Kadmos nach Griechenland gebrachten Buchstaben sollen von Linos dem griechischen Sprachtypus angepaßt und benannt worden sein. Sie hießen auch pelasgische Buchstaben, weil sie von den Pelasgern, jenem griechischen Urvolke, zuerst gebraucht wurden. Es sind dies die 16 Buchstaben:

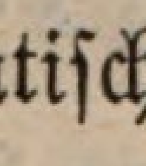
Α Β Γ Δ Ε Ϝ Ι Κ Λ Μ Ν Ο Π Ρ Σ Τ,

von denen der 6., das Ϝαῦ später nur noch als Ziffer stehen blieb.

Später soll diese Buchstaben Palamedes um 4, und dann Simonides nochmals um 4 vermehrt haben. Wie die semitischen Völker, schrieben die Griechen ursprünglich von rechts nach links, dann aber auch, seltsam genug, der Bewegung eines Pfluges ähnlich die erste Horizontalzeile von rechts nach links, die zweite darunter von links nach rechts und so abwechselnd weiter, bis dann das Schreiben von links nach rechts bald allgemein gebräuchlich wurde.

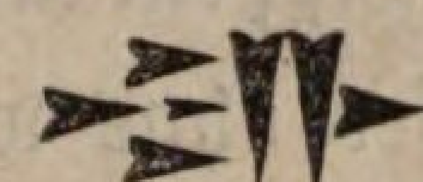
Von den Griechen, namentlich von den griechischen Kolonien in Süd-Italien aus, wurde das Alphabet den Römern zugeführt, indessen nicht allen italischen Völkern aus Großgriechenland, denn die Etrusker erhielten ihre Schrift offenbar von anderer Seite her. Was aber schon bei der Verpflanzung der phönizischen Schrift nach Griechenland eingetreten war, wiederholte sich hier wieder. Die Laute der lateinischen Sprache stimmten zum Theil durchaus nicht mit denen der griechischen überein; sie waren viel härter. So kam es denn z. B. daß, während im Altgriechischen F einen sehr schwachen W-Laut bezeichnete, F im Lateinischen sehr hart erklang. Das lateinische oder römische Alphabet hat sich dann bekanntlich über das ganze Römerreich verbreitet und bis in die Neuzeit erhalten.

Nach diesen kurzen Bemerkungen über die Verbreitung des Alphabets in Europa wollen wir noch die Entwickelung einiger Buchstabenformen in mehr oder weniger bekannten Alphabeten etwas genauer betrachten.

Am besten läßt sich dies am Uebergange gewisser Hieroglyphen in die bereits oben erwähnte hieratische Schrift verfolgen. So wie oben den „Fisch", so versteht man  sofort: es ist ein Kopf. Da nun der Name für Kopf in den semitischen Sprachen mit einem R beginnt (hebräisch רֹאשׁ, rosh, chaldäisch רֵאשׁ, resch, arabisch رأس, ras, u. s. w.), so bildete sich aus obiger Hieroglyphe das hieratische Zeichen R, das noch mehr vereinfacht erscheint im phönizischen, althebräischen und altgriechischen q, im aramäischen ч oder Ч und altitalischen 4 oder P, im etrurischen D D q. Der Hebräer gab

endlich die rundliche Kopfzeichnung am Halse ganz auf und schrieb schnellhin ר oder in Kurrentschrift nur noch ר oder ⌒. Im Samaritanischen tritt die frühere Gestalt noch deutlich hervor: ࠓ; im Syrischen ist dagegen das Zeichen fast unserem Semikolon ähnlich geworden: ܪ, wogegen im Arabischen in der Figur ر wieder mehr Hals als Kopf steckt. Dieses Zeichen ist zugleich türkisch, persisch, afghanisch. Im Koptischen hat man aber Ⲣ ⲣ, was dem Cyrillischen, Serbischen, Walachischen und Russischen fast gleich kommt. Im Glagolitischen, einem altslawischen Alphabet, welches den Gegensatz zum Cyrillischen bildet, besonders von den slawisch-katholischen Priestern in Dalmatien gebraucht wird und in einiger Beziehung zu den Runen zu stehen scheint, ist das Zeichen so zu sagen auf den Kopf gestellt: Ⱃ ⱃ (im Kroatisch-Glagolitischen Ⱃ, ⱃ), wogegen es im Cyrillischen wieder seine normale Stellung annimmt: Р р. Der Leser wird gewiß längst gemerkt haben, daß sich hieran auch das Alt- und Neugriechische mit seinem Ρ und ρ anfügt. Im armenischen Ր und ր ist wenigstens in der großen Schrift der Zug unten um das Kinn weggelassen. Im Georgischen, das die beiden Schriftformen Khuzuri und Mkhedruli entwickelt hat, ist im Khuzuri: Ⴐ ⴐ der Buchstabe wieder herumgedreht und der Strich oder Haken wie im Lateinischen hinzugefügt. Das kleine lateinische r erscheint als eine Verstümmelung des großen R, das mit der Hieroglyphe, von der wir ausgingen, in ganz engem Zusammenhang steht. Diese fast ursprüngliche Gestalt wird in unserem *R* und *r* sehr rücksichtslos behandelt.

Wir stellen am Ende dieser Betrachtung der Formen des R in bekannteren Sprachen noch einige Zeichen für dasselbe aus Sprachen zusammen, die sich schon durch die ganz fremdartige Gestaltung dieses Buchstabens als fernabliegende erweisen. Japanisch (in der Schriftform Kata-kana) ラ ra, レ re, リ ri, ロ ro, ル ru; Sanskrit, wo र ra Halbvokal ist und auch ऋ ṛ und ॠ ṝ unserm r keineswegs

entsprechen; Tamulisch ழ, ein schnarrendes r, halb Zahn-, halb Zungenlaut. Der Buchstabe erinnert wirklich etwas an das syrische r, so wie man auch in der Sanskritform eine gewisse Aehnlichkeit mit dem semitischen r herausfinden könnte. Als Liquida erscheint r in der tamulischen Silbenschrift in den Formen: ர (ra), ரா (râ), ரி (ri), ரீ (rî), ரு (ru), ரூ (rû), ரெ (re), ரே (rê), ரை (rei), ரொ (ro), ரோ (rô) und ரௌ (rau). In der persischen Keilschrift ist r: 𐎼, in der medischen: , in der assyrischen soll es sogar 10 Zeichen für r geben. Im Aethiopischen bezeichnet ረ ra, ሩ rû, ሪ rî, ራ râ, ሬ rê, ር re, ሮ rô. Eine gewisse Aehnlichkeit mit den ältesten Schriftzeichen, z. B. mit dem demotischen  ist hier nicht zu verkennen. Uebrigens hat das Aethiopische eben so wie das Amharische ein Silben ausdrückendes Alphabet und man findet demgemäß im Amharischen die Zeichen ረ (ra), ሩ (ru), ሪ (ri), ራ (râ), ሬ (rê), ር (re), ሮ (ro). Im Zend hatte man das Zeichen 𐬭, was dem numidischen ᒣ fast gleichkommt. Auch das birmanische ရ zeigt viel Aehnlichkeit und ist fast einem umgekehrten griechischen ρ gleich. Die karnatischen r oder rj, r' und ra haben die Formen ಋ, ೠ und ರ; ರಾ ist râ, ರೆ re. Im Guzeratischen, das in der Landschaft Guzerat im Westen Vorderindiens (in Ahmedabat, Baroach, Surat) gesprochen wird, ist ઋ = ṛ, ર = ra, રિ = ri, રુ = ru, રૂ = rû. Im Telingischen hat man Schriftzüge, welche dem Karnatischen fast gleichkommen, nur râ (రా) und ri (రి) weichen etwas ab. Im Bengalischen ist ঋ ri, ৠ rí, র ra; im Javanischen bezeichnet ꦫ rå. Im Tibetanischen ist das Zeichen für r ར, im Mongolischen ᠷ zu Anfang und in der Mitte, ᠷ am Ende. Der letztere Zug erinnert fast an das lateinische r. Im Mandschu sieht das r in der Mitte der Wörter fast eben so wie im Mongolischen aus, dagegen weicht es am Ende der Wörter (ᡵ, ᡵ) und freistehend ᡵ etwas ab. Im Armenischen hat man für Rr Ռ (aus zwei ր zusammengesetzt) für rr ռ, für

das sanfte r ρ ϱ, welches, wie schon oben gesagt wurde, dem griechischen Zeichen sehr ähnelt. Im Mkhedruli, der Schrift des bürgerlichen Verkehrs im Georgischen, hat unser Buchstabe die fast zweiköpfige Form რ, im Palmyrenischen 𐡓 𐡓 𐡓.

Zu den Buchstaben, deren Formen wie von selbst zur Vergleichung auffordern und in den verschiedenen Alphabeten viel Aehnliches zeigen, gehört besonders der Lippenlaut m und der Zischlaut s. Wir führen dem aufmerksamen Leser ohne weitere Vorbemerkung einige Zeichen für m vor: Hieroglyphe 𓈗, hieratisch 𓈖, phönizisch 𐤌 𐤌 𐤌, numidisch 𐤌 𐤌, althebräisch 𐤌, woraus מ wurde, aramäisch 𐡌 𐡌, estrangelo ܡ, altgriechisch Μ Μ, altitalisch 𐌌, etrurisch 𐌌 𐌌 Μ 𐌌, samaritanisch ࠌ, syrisch ܡ, arabisch ـمـ (von beiden Seiten anschließend), ـم (links anschließend), äthiopisch መ, (ma), amharisch መ, koptisch Ⲙ ⲙ, sanskrit म, tamulisch ம, zend 𐬨, birmanisch မ, karnatisch und telingisch మ, guzeratisch મ, bengalisch ম, javanisch ꦩ (mit einem dem Hieratischen ähnelnden, nur auf die Seite gestellten Zuge), tibetanisch མ (dem bengalischen sehr ähnlich), armenisch Մ մ, georgisch Ⴋ მ, cyrillisch М м, glagolitisch Ⰿ oder Ⰿ, kroatisch-glagolitisch Ⰿ Ⰿ u. s. w. In den meisten dieser Zeichen tritt ein dreifacher gerundeter oder eckiger Zug wie im deutschen 𝔪 hervor, und man möchte fast vermuthen, daß die halbvokalische Natur dieses Konsonanten, der sich oben (S. 11) an die eine Ecke unseres Lautdreiecks stellte, damit bezeichnet werden sollte; es ist möglich, daß man die fast ohne Vokallaut ertönenden Schwingungen, welche unsere Organe, zunächst die Lippen, bei der Aussprache des m hervorbringen, dadurch bezeichnen wollte, wie dies vor Allem gleich in dem hieroglyphischen Zeichen hervortritt. Wenn auch die Hieroglyphe Wasser bezeichnen soll, so bleibt es doch beachtenswerth, daß man gerade ein solches Zeichen für das m wählte. — Aus einem ähnlichen Grunde mochte das S, das im griechischen

dem M sehr ähnlich ist (Σ) diesen dreifachen Zug erhalten haben. Auch einige Formen für das S wollen wir zu beliebiger Vergleichung noch zusammenstellen. Hieroglyphe ▬ (man vergl. jedoch S. 104, wo bereits eine Hieroglyphe für s erwähnt wurde), hieratisch ɯ, demotisch ⌒, phönizisch 𐤔 𐤔 Y, althebräisch W ω, woraus ש wurde, aramäisch V, kufisch س, altgriechisch M M, altitalisch M, etrurisch Ƨ Ϛ ≶, samaritanisch ש, arabisch س, äthiopisch ሠ (sa), koptisch Ϣ ϣ (sch), japanisch シ (si), sanskrit स (sâ, wie im Griechischen dem m [म, ma] nicht unähnlich), tamulisch ஶ, zend 𐬯 (s) und 𐬱 (sh), birmanisch သ (fast einem hingelegten s ähnlich), karnatisch ಶ (scha), guzeratisch સ, bengalisch শ und ষ (sha), javanisch ꦱ (så), tibetanisch ས, cyrillisch Ш ш, russisch ш und щ (schtsch), walachisch letzteres щ.

In ähnlicher Weise denkt man bei dem Vokal o unwillkürlich an die Rundung der Mundöffnung bei seiner Aussprache. Auch diese Form o oder doch eine ähnliche läßt sich in vielen Schriftzeichen nachweisen: Phönizisch O oder O, numidisch O, althebräisch (Ajin) O ◇, später ע, aramäisch ע, altgriechisch O, altitalisch ⊙ ⊙, etrurisch ⊖ ○ ◇ ⦶ ⊙ ⊘, Kurrentschrift der polnischen Juden ע, äthiopisch ዐ, amharisch ዖ, koptisch O, tamulisch ஓ, birmanisch ဪ, karnatisch ಒ (an das griechische ω erinnernd), bengalisch ও, javanisch ꦎ, mongolisch ᠣ (in der Mitte der Wörter, ähnlich im Mandschu), armenisch Օ, georgisch Ო ო, im Mkhedruli ო (das griechische Omega verkehrt), glagolitisch Ⱁ ⱁ, kroatisch-glagolitisch Ⱁ ⱁ.

Wir wissen recht wohl, daß man das o mit der an sich verständlichen Hieroglyphe 𓁹, die hieratisch zu ⌓ und demotisch zu Σ wurde, in Verbindung bringt. Indessen ist es doch nicht un-

möglich, daß auf die Entwicklung der lautlichen Schrift, nachdem sie sich einmal von der alten Bilderschrift ganz losgetrennt hatte, später auch noch andere Einflüsse einwirkten. Wenn das Material z. B. der Stein oder der Pinsel, den der Grieche und Japanese brauchte, der Calamus, mit dem der Römer seine stets gleich breiten Striche zog, auf die Gestaltung der Schrift einwirken mußte, wenn wir selbst gegenwärtig mit Stahlfedern etwas anders schreiben, als vor wenigen Jahrzehnten mit Federspulen, so konnte, als man angefangen, die Lautbildung in den Organen schärfer zu beobachten, auch manche hier wahrgenommene Erscheinung nach einer bildlichen Darstellung verlangen, und es dürfte also nicht reiner Zufall sein, daß Laute wie m und s in den meisten Alphabeten aus drei Zügen zusammengesetzt sind. War es doch auch auf die Form von Buchstaben von großem Einfluß, ob man von links nach rechts oder umgekehrt schrieb. Den Einfluß des Materials auf die Gestaltung der Buchstaben kann man auch bei einem Alphabete recht genau nachweisen, das wir zum Schluß noch etwas näher betrachten wollen, wir meinen die Runen.



Fig. 11. Ein uplandischer Runenstein.

Die Runen.

Diese altgermanische Schrift ist uns besonders auf großen Steinen erhalten, welche die Gräber germanischer Häuptlinge bezeichnen oder als Opferstätten an heiligen Plätzen aufgerichtet wurden. Man unterscheidet drei germanische Runen-Alphabete, das nordische, angelsächsische und deutsche; doch weichen dieselben nicht wesentlich von einander ab. Die beistehende Figur stellt einen uplandischen Runenstein vor.

Die nordischen Runen, welche zugleich auch Zahlzeichen waren, bestanden ursprünglich aus 16 Buchstaben, welche alle besondere Namen führen. Es sind die folgenden:

Runen.

Figur.	Benennung.	Bedeutung.	Zahlwerth.	Figur.	Benennung.	Bedeutung.	Zahlwerth.
ᚠ	Fé	f	1	ᛁ	Is	i	9
ᚢ	Ur	u	2	ᛅ	Ar	a	10
ᚦ	Thurs	th	3	ᛋ	Sol	s	11
ᚬ	Os	o	4	ᛏ	Tyr	t	12
ᚱ	Reid	r	5	ᛒ	Biörk	b	13
ᚴ	Kaun	k	6	ᛚ	Laugr	l	14
ᚼ	Hagl	h	7	ᛘ	Madr	m	15
ᚾ	Naud	n	8	ᛦ	Yr	y	16

Das Runen-Alphabet ward in drei Klassen eingetheilt; die 6 ersten, mit ᚠ beginnend, bilden die erste, Freys-aett; dann beginnt mit Hagl ᚼ die aus 5 Runen bestehende zweite, Hagls-aett, und mit Tyr ᛏ die dritte, Tyrs-aett. Man konnte mit diesem unvollständigen Alphabete durchaus nicht alle Laute bezeichnen. Man hatte z. B. keine Zeichen für e, g, p und v. Um diesem Mangel abzuhelfen, nahm schon der gothische Bischof Ulfilas griechische Buchstaben auf und führte Runen durch Umgestaltung auf die griechischen Formen zurück. So gestaltete er z. B. λ (a) zu 𐌰 um. Auch half man sich dadurch, daß man den alten Runen einen oder zwei Punkte zufügte; diese Runen heißen dann die punktirten, stungnar runir. Für 17, 18, 19 brauchte man die Runen ᛚ al (Arlaugr); ᛘ mm (Tvimadr) und ϕ tt (Belgthor).

Es dürfte unsere Leser, welche gewiß in der deutschen Literatur von des Ulfilas für das Studium des Gothischen so überaus wichtiger Bibelübersetzung gehört haben oder bald hören werden, wol interessiren, einmal alle die Runenformen und die gothische Schrift des Ulfilas in einer Tabelle vereinigt zu sehen. Wir stellen sie deshalb, wie folgt, zusammen:

Nordische Runen.	Bedeutung.	Goldene Bracteaten.	Angel-sächsisch.	Bedeutung.	Ulfilas.	Griechisch.
ᚠ	f	ᚠ	ᚠ	f	𐍆	φ
ᚢ	u v	ᚢ	ᚢ Λ	u	𐌿	ου, ο
ᚦ	þ ð	ᚦ	ᚦ	þ	𐌸	ϑ
ᚬ ᚭ	o	ᚨ	ᚩ	o	𐌰	α
ᚱ	r	ᚱ	ᚱ	r	𐍂	ρ
ᚴ	k	ᚲ	ᚳ ᚳ ᚳ	c (k)	𐌺	(γ) κ
	g	ᚷ	ᚷ	g	𐌲	γ
		ᚹ	ᚹ	v	𐍅 𐍅	v υ
ᚼ ᚺ ᚻ	h	ᚺ	ᚺ ᚻ ᚼ	h	h	h
ᚾ ᚿ	n	ᚾ	ᚾ	n	𐌽	ν
ᛁ	i	ᛁ	ᛁ	i	𐌹	ι (η, υ, ε, ει)
ᛅ ᛆ	a	ᛃ	ᛄ ᛄ	ge (-j)	𐌾	ι
(ᛦ)		ᛇ	ᛇ ᛇ	eo	𐌶 z	ζ (σ)
		ᛈ	ᛈ	p	𐍀	π
ᛋ	s	ᛊ	ᛋ	s	s 𐍃 ⊏	σ
ᛏ ᛐ	t d	ᛏ	ᛏ	t	𐍄	τ
ᛒ	b p	ᛒ	ᛒ	b	B B	β
		ᛖ	ᛖ	e	𐌴	η (ι, ε)
ᛘ Φ	m	ᛗ	ᛗ ᛗ	m	𐌼	μ
ᛚ	l	ᛚ	ᛚ	l	𐌻	λ
		ᛜ	ᛝ	ng	X +	χ
		ᛟ	ᛞ	d	𐌳	δ
		(ᛞ)	ᛟ	ê, ae	𐍉	ω (οου)
			ᚫ	â		
			ᚣ	y		
			ᛠ	ea		
			ᛡ	io		
			ᛥ ᛥ	st		

Die mit „goldene Bracteaten" überschriebene Spalte giebt die Runenformen, wie sie sich auf altdeutschen Münzen von dünnem Blech erhalten haben. Auf diesen Bracteaten war kein Werth angegeben; sie wurden gewogen und gaben Anlaß zu den theilweise noch bestehenden Münzen-Benennungen: Pfund Heller, Pfund Sterling, Livre, Mark, auch Beutel, da man sie in ledernen Beuteln trug.

Außer den angegebenen Zeichen gab es indeß noch manche andere; namentlich scheint man für Götternamen besondere Zeichen gehabt zu haben. So bedeutete ᛏ bald Ziu (den altdeutschen Gott, dem der nordische Tyr entspricht), bald Aer, wonach noch der Ertag oder Erchtag = Zinstag, d. i. Dinstag, benannt ist. Da überhaupt alle Runen-Aufzeichnungen an die altdeutsche Götterlehre anknüpften, so kämpfte, wie das allmälig nach Norden vordringende Christenthum mit der deutschen Mythologie, so auch die lateinische Schrift der Geistlichen mit den alten Runen und überwand sie. Die alten Schriftzeichen wurden wie Zaubercharaktere angesehen und ihr Gebrauch verboten.

Die Schrift im Mittelalter.

Auf die sich schnell weithin verbreitende lateinische Schrift des Mittelalters übte das Schreibmaterial einen bedeutenden Einfluß aus. Dieselben Schriftzüge werden sich nämlich gewiß sehr verschiedenartig gestalten, je nachdem sie mit einem spitzen Stift in einen dünnen Wachsüberzug eingekritzelt, oder mit einer breit geschnittenen Rohrfeder, mit einem Blei- oder Rothstift, oder mit einer elastischen Stahlfeder geschrieben werden. Man darf daher auch nicht glauben, daß die Form der Schrift, welche wir in Stein-Inschriften aus der Blütezeit Roms besitzen, in schnell geschriebenen Briefen unverändert beibehalten worden wäre. So entwickelten sich bald zwei Arten lateinischer Schrift, die man zunächst nach ihrer verschiedenen Größe Majuskel- und Minuskelschrift nannte. Die erstere theilt man wieder in Kapitäl- oder Uncialschrift. Man schrieb die Buchstaben (litterae quadratae, weil sie sich alle mehr oder weniger quadratisch darstellen) in ununterbrochenen Reihen neben einander hin. Uncialen nannte man die Buchstaben, weil sie eine uncia hoch waren oder doch sein sollten. Aus der Uncialschrift bildeten sich allmälig die semiquadratae litterae, die sich in den ältesten Handschriften noch vorfinden und daraus später

die eigentliche Minuskel- und Kursivschrift. Letztere wendet vorzugsweise schräge und gebogene Linien an, während die erstere der Kapitälschrift einigermaßen entspricht. Die Kursivschrift war vom 5. bis 8. Jahrhundert sehr gebräuchlich; freilich zeigte jedes einzelne Jahrhundert, selbst jedes Land und jedes bedeutendere Kloster, als Sitz der Gelehrsamkeit, auch gewisse Eigenthümlichkeiten der Schriftzüge. Die longobardische, besonders leichte und schlanke Schrift trug einen andern Charakter, als die fränkische, der Westgothe formte die lateinischen Buchstaben anders als der Angelsachse. Die merovingische Schrift sieht hart und steif aus und wer in die Diplomatik, welche die Schrift und Schreibweise durch alle Jahrhunderte verfolgt, nicht eingeweiht ist, wird sie nur schwer lesen. Man entziffere schnell:

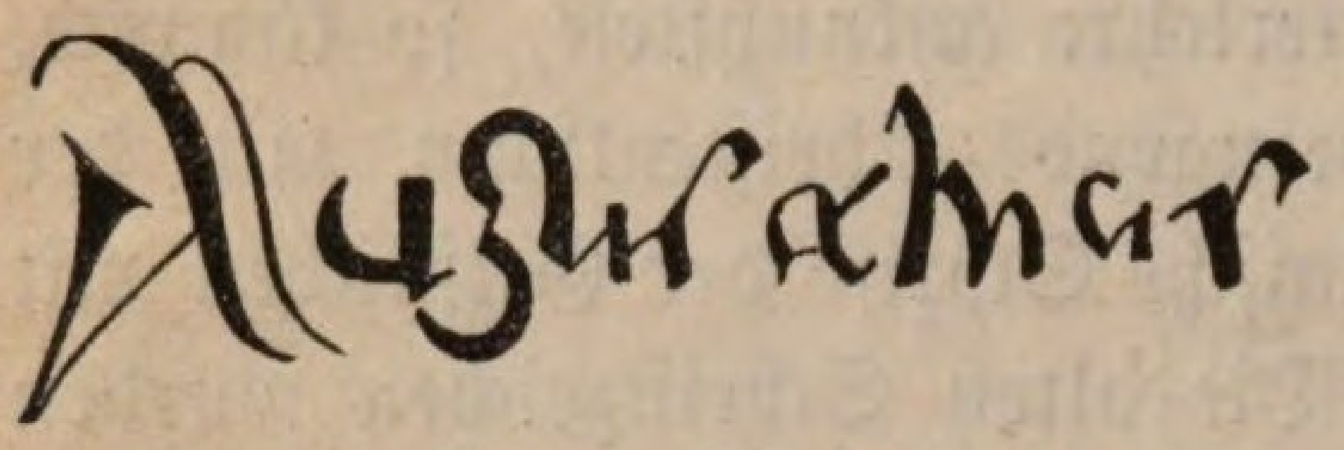
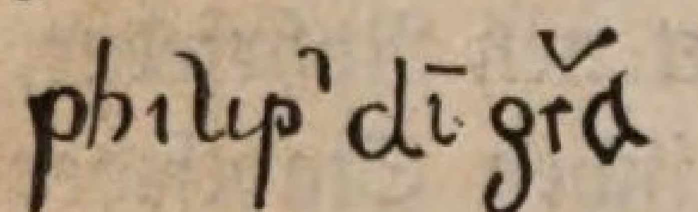


Fig. 12. Merowingische Schriftzeichen.

Gewiß werden Manche auf den ersten Blick „Auzuratnur“ oder „Austiramur“ herausbuchstabiren. Das Wort heißt aber Augustinus. Die Periode vom 9. bis zum 12. Jahrhundert kann man das Zeitalter der runden Minuskel nennen. Die Buchstaben nahmen wieder reinere Formen an, wurden in eine gerade Richtung und in bessere Verhältnisse zu einander gebracht, die vielen Abkürzungen und Schriftverschlingungen (Ligaturen) beseitigt und die Wörter ordentlich getrennt. Man hat diese Schrift in Berücksichtigung der Verdienste Karl's des Großen um die Wiederbelebung wissenschaftlicher Studien auch karolingische Schrift genannt. Eine Urkunde aus dem 11. Jahrhundert fängt z. B. also an:



(Philippus Dei gratia . . .) Man beachte hierbei die über den Buchstaben stehenden Zeichen, mit denen man gewisse Abkürzungen andeutete. Solche Zeichen wurden vor Erfindung der Buchdruckerkunst beim Abschreiben sehr allgemein angewandt, doch auch in den ältesten Drucken beibehalten. Man sehe folgende Probe aus der 36zeiligen Bibel, welche von Albrecht Pfister in Bamberg, der dem ersten Erfinder der Buchdruckerkunst zur Seite steht, um die Mitte des 15. Jahrhunderts gedruckt wurde.

Der lateinische Text lautet: In principio creauit deus *celum* (coelum) et terram. Terra *ante* erat inanis et vacua, et tenebre (tenebrae) *erant* sup (sub) faciem abissi, et spiritus dei ferebatur sup aquas.

Man wird mit Hülfe des nachstehenden Facsimile erkennen, wie sich zugleich mit der gothischen Baukunst, zu der sie in ihren eckigen Formen und eigenthümlichen Bogenlinien in engster Beziehung steht,

die sogenannte gothische (oder neugothische) Schrift, die auch Mönchsschrift genannt wird, aus der lateinischen entwickelt hatte.

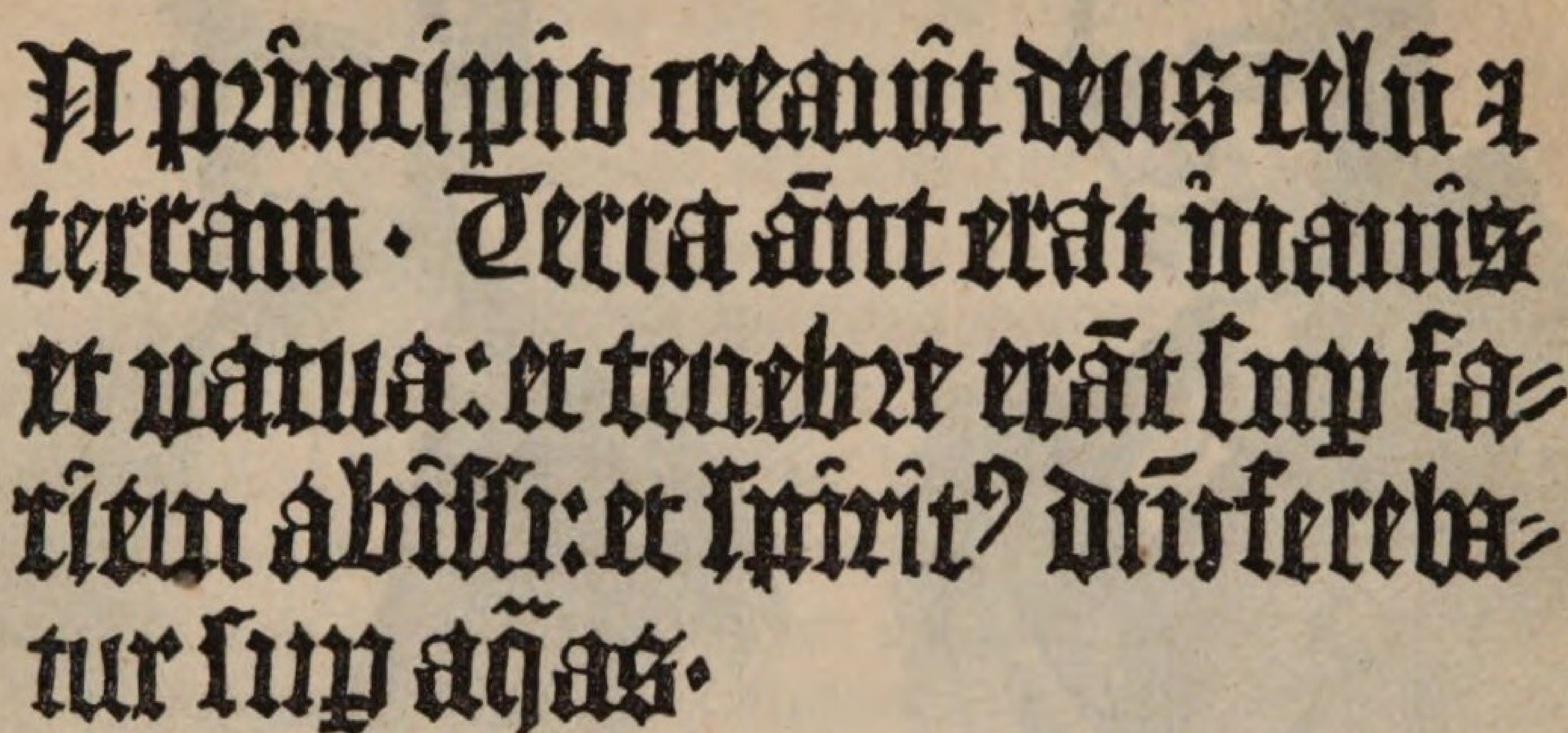

In principio creauit deus celū z terram · Terra aūt erat inanis et uacua: et tenebre erāt sup faciem abissi: et spiritꝰ dn̄i ferebatur sup aq̄as·

Fig. 13. Facsimile aus der 36zeiligen Bibel.

Die Anfänge dieser eckigen, der jetzigen deutschen Druckschrift zu Grunde liegenden Buchstaben sind bis in das 13. Jahrhundert zurückzuverfolgen. Man betrachte z. B. in dem nachstehenden Fragment mit der künstlerisch schönen Initiale (d. i. Anfangsbuchstaben) Agnus dei den gothischen Bogen, der sich zwischen den beiden Pfeilern des A emporwölbt. Zugleich bildet sich in dieser Periode der Mönchsschrift eine eigentliche Schönschreibekunst, eine Kalligraphie aus. Um 1300 hatte sich zugleich mit der höchsten Machtentwickelung des Papstthums, während sich die Kirche alle Künste dienstbar machte, auch in der Abfassung der

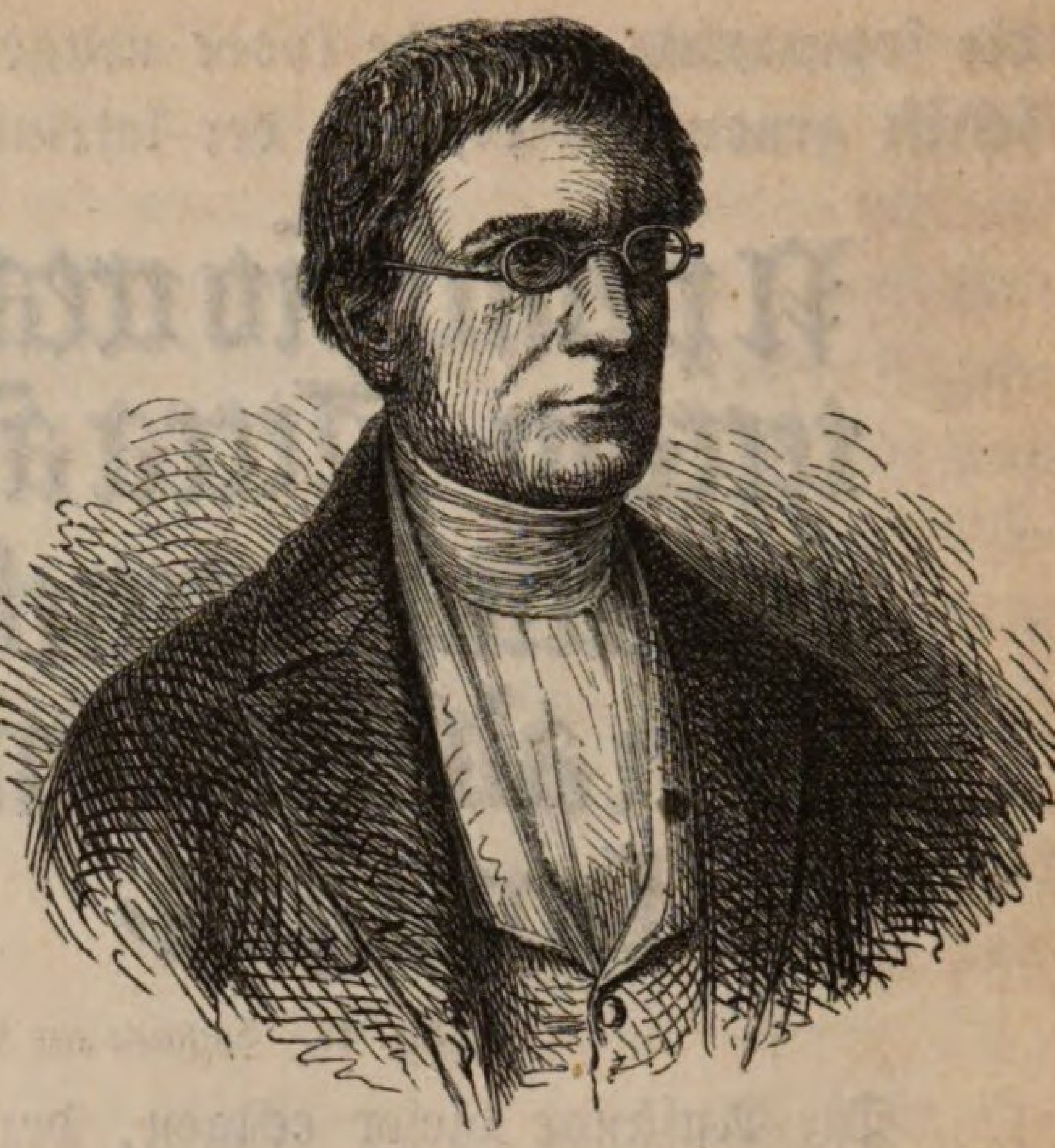


Fig. 14. Gothische oder Mönchsschrift.

Kloster-Manuskripte, vor Allem der unmittelbar zum Kirchendienst gebrauchten, eine bewundernswürdige Kunstthätigkeit entwickelt, besonders auch rücksichtlich der Initialen, welche mit phantasiereichen Formen und herrlicher Farbenpracht ausgeziert wurden. Man möchte nur wünschen, daß gleiche Sorgfalt stets den Handschriften der alten Klassiker zugewandt wäre, welche aber die Mönche oft sehr flüchtig — zuweilen zur Strafe — und leider oft ohne rechtes Verständniß abschrieben. Daher ist es gekommen, daß die Manuskripte der Klassiker, welche sich in den Klöstern erhalten haben, von so sehr verschiedenem Werthe sind und oft von Fehlern strotzen.



F. X. Gabelsberger



Wilhelm Stolze.

Entwickelung der Schrift in unserer Zeit.

Wir verlassen nunmehr die Kloster-Bibliotheken, obschon uns, wie jeden Freund klassischer Bildung, ein eigenthümlich ehrfurchtsvolles Gefühl beschleichen und fesseln will, wenn wir eintreten in eine solche hochgewölbte Halle und vor ihren schmalen hohen Fenstern stehen, vor ihren Repositorien, auf denen seit Jahrhunderten schon bestäubte Folianten ruhen. Wir nehmen jedoch Abschied von dieser Periode des Mittelalters und wandern hinüber in die neueste Zeit, welche mit ihrer flüchtigen Hast zu jener klösterlichen Ruhe in einem schroffen Gegensatze steht. Man eilt dahin auf Eisenstraßen, die sich allerwärts über die Kulturländer, zwischen die Riesenstädte, selbst durch die mächtigsten Gebirgskämme ausdehnen, und der Telegraph schreibt fast augenblicklich mit sinnreichen Zeichen die Gedanken auf, welche ihm in weiter Ferne anvertraut worden sind. Gleichwie er durch die Schnelligkeit der Mittheilung unsere Bewunderung erregt, so erstaunen wir in ähnlicher Weise über die unglaublichen Massen schriftlicher Mittheilung, welche die großen, durch Dampfmaschinen getriebenen Schnellpressen in wenigen Stunden für ganze Länder, ja für den ganzen Erdball lesefertig machen. Man stelle sich nur die Gesammtfläche eng bedruckten Papiers vor, welches die englische „Times“

oder sonst eine vielgelesene und weitverbreitete Zeitung ihren Lesern Tag für Tag liefert. Es ist daher ganz natürlich, daß in einer solchen Zeit, wo das öffentliche Leben sich zugleich immer weiter über alle Kreise ausdehnt, auch die allgemeine Aufmerksamkeit wieder der tachygraphischen Kunst sich zugewendet hat, und daß dieses Schnellschreiben (tachy = schnell; graphein = schreiben) in neuester Zeit zu sinnreichen stenographischen Systemen entwickelt worden ist. Stenographie heißt eigentlich nicht Schnellschreibekunst, sondern Engschreiberei, und man begreift leicht, daß, wenn man sehr geschwind schreiben will, unsere gewöhnliche Schrift etwa in demselben Grade vereinfacht werden muß, wie sie selbst schon viel einfacher ist, als die Hieroglyphen- und Bilderschrift und als die ältesten Alphabete auf den Keil-Inschriften.

Dergleichen Vereinfachungen oder Verkleinerungen sind nun schon von den alten Griechen und Römern, sodann seit dem Wiederaufblühen der Wissenschaften und besonders in neuester Zeit versucht worden und in Gebrauch gekommen. Es handelt sich dabei nicht um solche Buchstaben-Verschlingungen, wie sie im Mittelalter die Mönche beim Schreiben mit der gewöhnlichen Buchstabenschrift anwendeten, vielmehr um besondere Zeichen, theils für die Wortstämme selbst, theils für die Vor- und Nachsilben wie für gewisse häufig wiederkehrende Worte, theils endlich für die Buchstaben und Laute. Bei den alten Griechen haben schon Xenophon und Platon sich ähnlicher Mittel bedient, um die Vorträge ihres großen Lehrers Sokrates niederzuschreiben; ja sie gingen so weit, ganze Redensarten durch einzelne Schriftcharaktere auszudrücken. Man erzählt sich, daß noch zu Cicero's Zeit eine Abschrift der Ilias existirt habe, die in einer Nußschale genügenden Raum hatte. Der so eben genannte Römer besaß einen Freigelassenen, Marcus Tullius Tiro, welcher um das Jahr 76 v. Chr. eine neue Art Kurzschrift, die berühmten, nach ihm benannten tironischen Noten, erfand. Tiro schrieb die Reden seines Herrn nach und stand wegen seiner Kunst bei den Zeitgenossen in großem Ansehen. Später kamen die noch mannichfach verbesserten tironischen Noten auch bei Volksversammlungen wie Gerichtsverhandlungen in Gebrauch, und es bildete sich ein eigener Stand der, nach dem Ausdruck notae so genannten, notarii aus, denen bei ihren amtlichen Niederschriften die strengste Wahrhaftigkeit zur Pflicht gemacht war. — Im Mittelalter kam die römische Geschwindschreibekunst allmälig in Vergessenheit, und von den neueren Völkern ist es zunächst die englische Nation, in welcher zuer

wieder das Bedürfniß einer Schnellschrift empfunden und durch mehrere ganz neue Systeme zu befriedigen gesucht ward. Im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts waren bereits mehr als zehn verschiedene Lehrgebäude der Redezeichenkunst in England aufgestellt; heute sind in jenem Lande eine große Anzahl mehr oder weniger verschiedener Methoden selbst in die Schulen und auf Universitäten, ja in die Comptoirs der Kaufleute eingeführt. Dem englischen Volke folgten zuerst Frankreich und Nordamerika, welche ebenfalls verschiedene neue Systeme ausbildeten. In Deutschland erwachte das Bedürfniß für eine Kurzschrift erst später, und die ersten Versuche, eine solche herzustellen, fußten fast sämmtlich auf englisch-französischen Grundlagen. Alle daraus hervorgegangene Methoden schwanden aber, als seit Einführung der öffentlichen Verhandlungen in Bayern (1817) der in München 1789 geborene und 1849 als geheimer Ministerial-Kanzlist verstorbene Franz Xaver Gabelsberger die Aufgabe, eine neue, praktisch brauchbare Geschwindschrift zu erfinden, schon im Jahre 1819 nach rastlosen zweijährigen Anstrengungen mit einem glücklich angelegten und wirklich lebensfähigen System der Stenographie löste. Zwar haben manche Nachfolger dasselbe zu verbessern oder für eine neu ersonnene Schnellschrift zu benutzen gesucht, es hat jedoch alle diese neueren Versuche erfolgreich überdauert, mit Ausnahme des nicht minder praktischen und in mancher Hinsicht vielleicht noch Vorzug verdienenden Systems, welches von dem Berliner Lehrer Wilhelm Stolze aufgestellt, wol als ein Fortschritt der Gabelsbergerschen Methode anzusehen ist und heutzutage namentlich in Norddeutschland Eingang gefunden hat. Jedenfalls sind Gabelsberger und Stolze als die eigentlichen Begründer der neueren Stenographie anzusehen; sie versuchen in den Schriftzügen ein Lautbild zu geben, während in der ursprünglichen Grundlage für unsere europäische Kurrentschrift, d. i. in dem phönizischen Alphabet, eigentlich immer noch Spuren von Dingbildern erkennbar sind. So ist z. B. 𐤂, hebr. ג ein Kameelhals, daher G, denn gamal heißt Kameel; 𐤋, 𐤋 oder 𐤋, hebr. ל ist ein Ochsenstecken, daher L, griechisch Λ u. s. w. Gabelsberger zunächst ließ diese geschichtliche Entwickelung des Alphabets bei Seite liegen und suchte, wie gesagt, den Laut nachzubilden. Er wählte z. B. für weiche Laute sanft gerundete oder geschlängelte Figuren (die Schlange, im Arabischen Tet, führte in ihrer Abbildung in den semitischen

Sprachen gerade zu den sehr harten Buchstaben t, hebräisch ת, arabisch ت); harte Laute suchte er durch gerade oder scharf ausbiegende Züge wiederzugeben. Stolze hingegen entlehnte seine Buchstaben den Formen der gewöhnlichen Schrift, gebrauchte aber für verwandte Laute (unter anderen z. B. b und p, d und t, g und k, ferner c und th, h, ph und w) meist einander ähnliche, oft nur durch die größere Höhe unterschiedene Zeichen. Auch knüpft er an die stärkere oder schwächere Darstellung eines Schriftzeichens d. h. an den Unterschied, ob ein Zeichen mit oder ohne Druck geschrieben wird, ganz besondere Unterscheidungen, die sich z. B. auf die Andeutung eines Doppelbuchstaben oder auch der Natur des nachfolgenden bezieht. Der inlautende Vokal wird überhaupt in diesem Systeme durch die Stellung des Wortes zur Linie angedeutet. Hiernach stehen hellklingende Wörter, mit dem Vokal i, über der Linie, dumpfklingende mit o oder u unter der Linie. Wir stoßen also hier wieder auf das Bestreben, die schriftlichen Zeichen an die Thätigkeit unserer Sprachorgane und an die beim Sprechen beobachteten Erscheinungen anzuknüpfen. Von wie großem Nutzen aber würde es überhaupt sein, wenn man Zeichen besäße, welche sich ganz unabhängig von den Alphabeten der einzelnen Sprachen mit ihrer kaum übersehbaren und schwer zu merkenden Mannichfaltigkeit an die drei Lautreihen, wie wir sie oben auf S. 11 aufgestellt haben, direkt anschlössen. Man hat zu diesem Zwecke der Transliteration, d. h. zum Niederschreiben aller der durch die schwer verständliche Bilder- oder Buchstabenschrift fremder Sprachen bezeichneten Laute, ein allgemeines linguistisches Alphabet vorgeschlagen und hat dazu meist das lateinische Alphabet auserkoren, indem man einzelnen Buchstaben noch Punkte, Häkchen und andere lautliche Zeichen zufügte. Aber solche Bezeichnungen haben immer noch den Nachtheil, daß diese auch sonst gebrauchten Zeichen leicht zu einer unrichtigen Aussprache verleiten können. So würde z. B. b zur Bezeichnung des neugriechischen β kaum ausreichen, qa, wo q etwa das tief in der Kehle gesprochene k bezeichnen soll, würde erst einer längern Erläuterung bedürfen u. s. w. Will man daher die feinsten Schattirungen der Sprachlaute, alle die Ergebnisse, welche aus einer genauen Beobachtung der Organe bei der Hervorbringung dieser Sprachlaute in verschiedenen Sprachen hervorgehen, in einer wahrhaft phonetischen oder lautlichen Notenschrift niederlegen, so dürfte es sehr zweckmäßig sein, ähnliche Zeichen zu wählen, wie jene, die der Musiker als Bilder der Töne gebraucht.

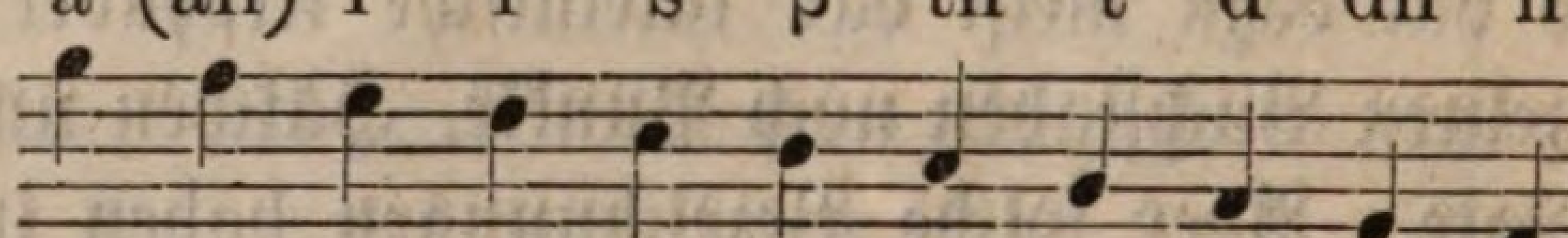
Eine phonetische Notenschrift.

Wir wählen also zur genauen Bezeichnung aller Sprachlaute gewöhnliche **Noten**. Die fünf Notenlinien geben durch die verschiedene Stellung des Kopfes von dem Tone g bis herab zu d  im gewöhnlichen Violinschlüssel 11 Bezeichnungen. Nun aber kann man dem Kopfe der Noten die Formen ● ■ ◆ geben, welche wieder in ○ □ ◇ verwandelt werden können, und man gewinnt auf diese Weise schon 66 Zeichen. Die zu *einem* Worte gehörenden Lautzeichen wären dann etwa so zu verbinden, wie die Achtelnoten in der Musik, und es wäre somit eine lautliche Notenschrift gewonnen, mit welcher jeder artikulirte Laut auf das Genaueste bezeichnet werden könnte, selbst die fremdartigsten und durch uns bekannte Alphabete, etwa durch das lateinische, nicht darstellbaren. Ein scharfes Hinhorchen auf die Artikulation jedes Lautes mit einem musikalisch geübten Ohr müßte freilich der Bezeichnung vorangehen. Dieser wird nun die Zusammenstellung der drei Lautreihen auf S. 11 zu Grunde gelegt, also:

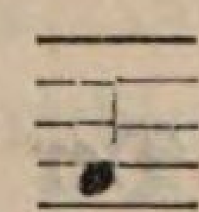
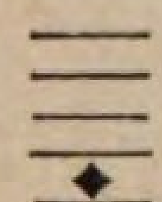
	a	
(all)	å	ä
l	o	e
r	u	i
s	w	j
ß	f	ch
th	ph	kh
t	p	k
d	b	g
dh	bh	gh
n	m	ṅ

Die Lautreihe von a bis n könnte dann sehr einfach folgendermaßen in die Lautnoten transscribirt werden:

a (all) l r s ß th t d dh n



Wenn nun z. B. die Chinesen einen eigenthümlichen Laut artikuliren, der mannichfach und oft wunderlich (örl, l̥ u. s. w.) geschrieben worden ist, aber jedenfalls zwischen l und r liegt, so wäre zur lautlichen Bezeichnung desselben und ähnlicher in einzelnen Sprachen ganz eigenthümlich artikulirter Laute (man vergleiche z. B. das russische ы, Jerui) auch leicht Rath zu schaffen. Man schreibe etwa  und wer irgend etwas Musik versteht, der wird auch gleich vermuthen, daß dieser Laut zwischen l und r liegen muß. Die obige Notenreihe,

nur statt mit runden Köpfen mit ■ geschrieben, könnte dann die Lautreihe von a bis m und mit ◆ statt ● die Lautreihe von a bis ṅ bezeichnen. Die in der dreieckigen Figur auf S. 11 durch Striche verbundenen und in der obigen Zusammenstellung *neben* einander stehenden Buchstaben z. B. t, p, k; d, b, g würden ganz naturgemäß durch eine Note auf der 2. Linie von unten (g in der Musik) oder zwischen der ersten und zweiten Linie (f in der Musik) bezeichnet, nur daß ihr Kopf einmal rund, dann quadratisch (■ für p und b, ◆ für k und g) eingeschrieben würde. Eben deshalb ist aber auch diese Bezeichnung der Laute durch Notenschrift sehr leicht zu erlernen. Hat man sich das ganz naturgemäß aufgestellte Schema (Seite 126) einmal fest eingeprägt, so braucht man sich eigentlich nur noch mit der auf der vorigen Seite hingestellten Notenreihe mit runden Köpfen genau bekannt zu machen und merkt sofort, daß, wenn  d ist,  nur b und  nur g sein kann. Auch erleichtert der Umstand das Ablesen ungemein, daß alle Vokale oder vokalähnlichen Laute nur mit den beiden obersten, die Konsonanten mit den drei untersten Linien des Systems zu thun haben. Um sich von der geringen Schwierigkeit des Lesens solcher Notenschrift zu überzeugen, versuche man einmal die folgenden Lautnoten (in denen □ und ◇ die langen Vokale und ein über den Vokal gesetzter Strich den Accent bezeichnen soll) zu entziffern.



Anstatt aber jetzt noch länger bei diesem, wie wir glauben, beachtenswerthen Versuche einer genauen und allen Nationen leicht verständlichen Lautbezeichnung zu verweilen, wollen wir uns noch etwas mit eben der Aufgabe beschäftigen, deren Lösung auch zum *Lesen* der obigen Noten führte, wir meinen

Das Entziffern.

Es ist bekannt, daß es schon im Alterthum Geheimschriften gegeben hat, welche aus willkürlich gewählten Zeichen, die gewöhnlich Buchstaben, oft auch ganze Wörter bedeuteten, zusammengesetzt waren.

In solcher Schrift wurden wichtige Sendschreiben abgefaßt und durch dieselbe jedem nicht in das Geheimniß Eingeweihten unverständlich gemacht. Sehr häufig brauchte man zu diesem Zwecke Zahlzeichen oder Ziffern; entziffern oder dechiffriren heißt dann also: die Ziffer-schrift wieder in gewöhnliche verwandeln, die Methode auffinden, nach welcher solche Geheimschrift abgefaßt ist. Auch unsere eben besprochene Notenschrift würde für den Uneingeweihten eine solche Geheimschrift sein, deren Dechiffrirung noch bedeutend erschwert werden könnte, indem man z. B. für ein und denselben Buchstaben verschiedene Noten brauchte oder bedeutungslose Noten, sogenannte Non-valeurs, einmischte.

Die Blindenschrift.

Der Schrift ist so und so,
Wer nicht blind, ein Jeder froh,

riefen wir oben aus; wir könnten aber auch sagen:

Der Schrift ist so und so,
Selbst wer blind, ein Jeder froh!

Wir wollen nämlich noch einer besondern Art Schrift gedenken, der Schrift für die Blinden oder, genauer gesagt, der Versuche, für Blinde eine recht praktische Schrift herzustellen. Da bei den Blinden der Tastsinn gewöhnlich überaus fein ausgebildet ist, so hat man erhabene Schriftzeichen erfunden, welche durch Befühlen mit den Fingerspitzen abgelesen werden konnten. Aber damit war es den Blinden noch nicht möglich gemacht, selbst zu schreiben und, was sie geschrieben, sofort wieder zu lesen. Man kam daher auf den Gedanken, die Buchstaben und Zahlen in ähnlicher Weise durch Einstechen von Punkten in das Papier zu bezeichnen, wie dies bei den elektromagnetischen Telegraphen in Gebrauch ist. Sollte z. B. a und 1 durch ·, b und 2 durch :, c und 3 durch · ·, d und 4 durch · · ·, e und 5 durch ˙ ·, f und 6 durch :˙, g und 7 durch : :, h und 8 durch : ., i und 9 durch · ˙, j und 10 durch ˙ : u. s. w. bezeichnet werden, so kam es nur noch darauf an, es den Blinden möglich zu machen, diese Punkte genau zu stellen. Dazu richtete man nun den durch die beifolgende Figur veranschaulichten Apparat ein. Das über der Schreibtafel, auf der das Papier liegt, abgebildete durchlöcherte Lineal legt der Blinde auf die Tafel auf und befestigt es mittels der an den

Seiten in der Tafel und dem Lineal angebrachten Löcher, und dann kann er mittels eines spitzigen Instrumentes und mit Benutzung der Oeffnungen die Punkte genau in der Stellung und Zahl in das Papier einstechen, wie dies die oben angegebenen Zeichnungen verlangen. Zwischen den einzelnen Buchstaben, und namentlich zwischen den Wörtern, läßt er Zwischenräume und wenn eine Zeile gestochen ist, schiebt er das Lineal bis zu den nächsten Löchern weiter. Das Verfahren ist ganz sinnreich, aber sehr weitläufig. Es ist deshalb für die Blinden eine Art Notenschrift in Vorschlag gebracht worden, welche mit der oben angegebenen Art, ein lautliches Alphabet zu bezeichnen, einige Aehnlichkeit hat.

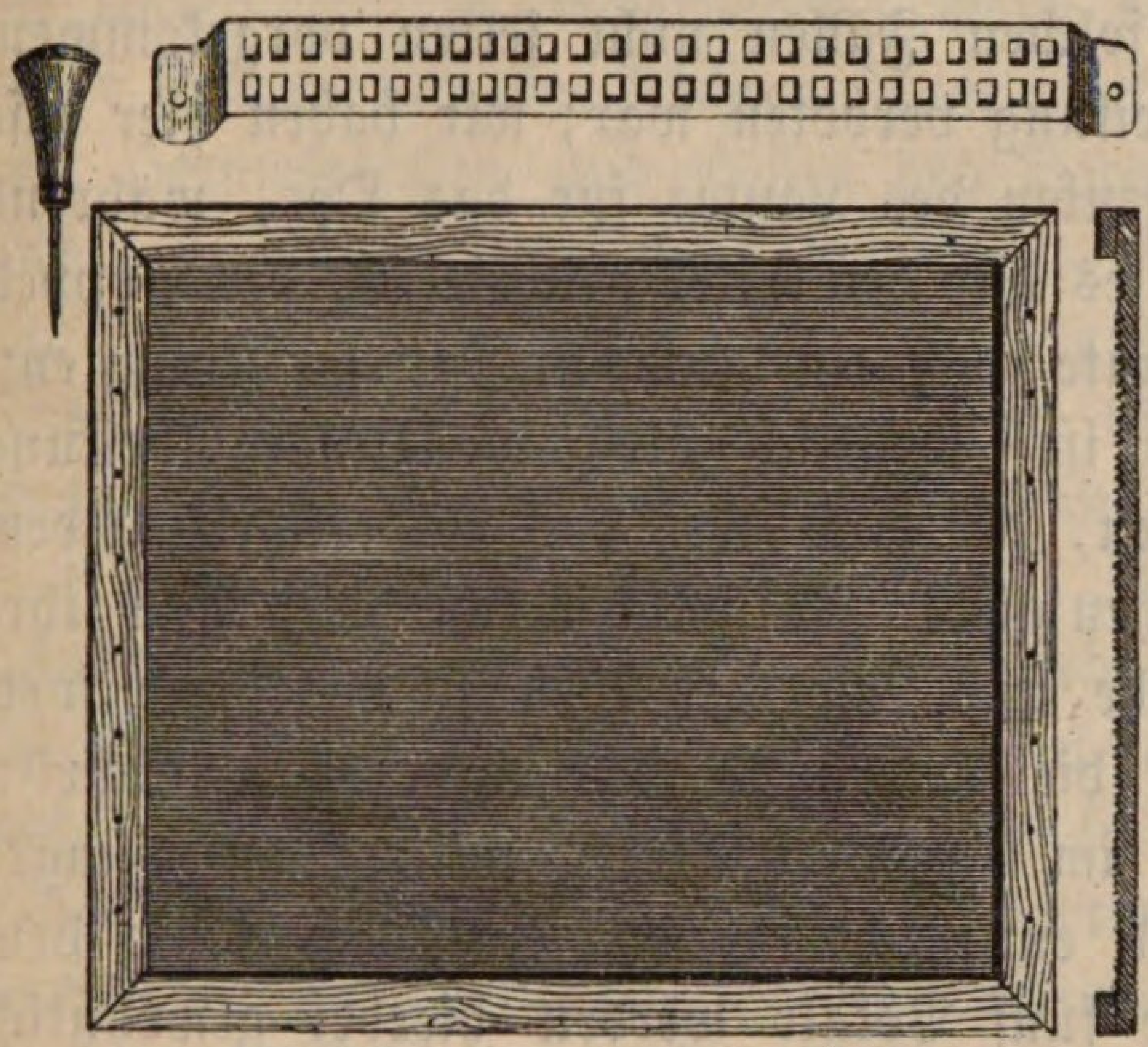


Fig 17. Schreibmaterial für die Blindenschrift.

Wenn der Blinde starkes elastisches Papier mit erhabenen Linien (etwa 5) und außerdem einen Metallgriffel, dessen untere Fläche einen elliptische Form (0) hat, benutzt, so kann er, indem er mit der linken Hand nachtastet, mit der Rechten ganz wohl den Griffel an bestimmten Stellen auf oder zwischen die Linien pressen und dabei zugleich seine Unterfläche senkrecht 0 oder wagerecht ⊂ stellen. Dadurch sind schon 22 Zeichen ermöglicht. (Man betrachte die Notenreihe auf Seite 126 und denke sich, wie gesagt, die Notenköpfe entweder senkrecht oder wagerecht gestellt.) Ferner könnte das andere Ende des Griffels eine Kante darbieten, deren Länge der Breite aller fünf Notenlinien gleichkäme und die der Blinde benutzte, um entweder damit Korrekturen durch Verwischen oder Verstreichen der gemachten Eindrücke vorzunehmen oder, um die Wörter wie durch Taktstriche von einander zu trennen.

Das Sprechen mit Tauben.

Auch für Taube hat man nach mancherlei Hülfsmitteln einer sprachlichen Mittheilung gesucht, denn für sie Alles aufzuschreiben ist doch gar zu zeitraubend. Man hat namentlich durch Bewegungen und

Stellungen der Finger entweder nur einer Hand (spanische Fingersprache) oder beider Hände (englische Fingersprache) schon am Ende des 17. Jahrhunderts alle Laute bezeichnet. Diese Art der Mittheilung ist aber selbst beim Taubstummen-Unterricht nie zu allgemeiner Anwendung gekommen. Auch in Schulklassen sind solche Versuche der Mittheilung namentlich in solchen Fällen nicht selten vorgekommen, wo eben die lautliche Mittheilung verboten war; wir haben hier also ein nicht laut ertönendes Denken des Lautes für das Ohr, während in dem Lautdenken, wie wir es auf den Titel geschrieben, der Doppelsinn liegt, daß dem Sprachlaute auch ein lauter artikulirter Klang entspricht. Diese Fingersprache ist eigentlich als eine Unterabtheilung der Geberdensprache anzusehen, die nach Art der Bilderschrift jedem Gegenstande sein eigenes Zeichen giebt. Natürlich macht dann auch ihre Erlernung eben so viel Mühe und erfordert eben so viele und fortwährende Uebung wie etwa die Erlernung der chinesischen Schrift. Die Fingersprache bezeichnet im Gegensatz hierzu mittels der Finger die einzelnen Buchstaben und entspricht insofern eigentlich völlig dem phonetischen Alphabete. Die fünf Vokale werden hierbei gewöhnlich durch Emporstrecken je eines Fingers bezeichnet, so daß der Daumen = a ist. Die Konsonanten pflegt man durch Hinweisen auf einzelne Theile des Körpers darzustellen. Die Berührung der Nasenspitze giebt n, des Haares (crinis) c, der Hand (manus) m, der Zunge (lingua) l, der Zähne (dentes) d, der Stirn (frons) f, des Knies (genu) g u. s. w.

Alle diese Bezeichnungen sind freilich willkürlich gewählt. Wenn dagegen ein taubstummes Kind den zweiten und dritten Finger gabelförmig wie ein Paar Beine ausstreckt und sie auf dem Tische stehen und laufen läßt, so wissen wir sofort, was dies bedeuten soll. Die Muttersprache der Taubstummen ist ja überhaupt die Geberdensprache. Auch sind einige der nicht blos unter Taubstummen, sondern im lebendigen Verkehr der Menschen mit einander fast allgemein gebräuchlichen Geberdenzeichen keineswegs der Untersuchung unwerth. Einige, wie z. B. das Winken oder Abwehren mit der Hand, erklären sich von selbst. Auch das „Schnippchen schlagen", wie wir es gewöhnlich sehen, ist ein ganz verständliches Zeichen. Ursprünglich scheint die Geberde ruhiger und sanfter, wie wenn man einen ganz kleinen Gegenstand zwischen dem dritten Finger und Daumen hinrollte, gemacht worden zu sein, und sie bezeichnete dann etwas Winziges, Unbedeutendes, Verächtliches. Eine andere uralte Geberde ist die des

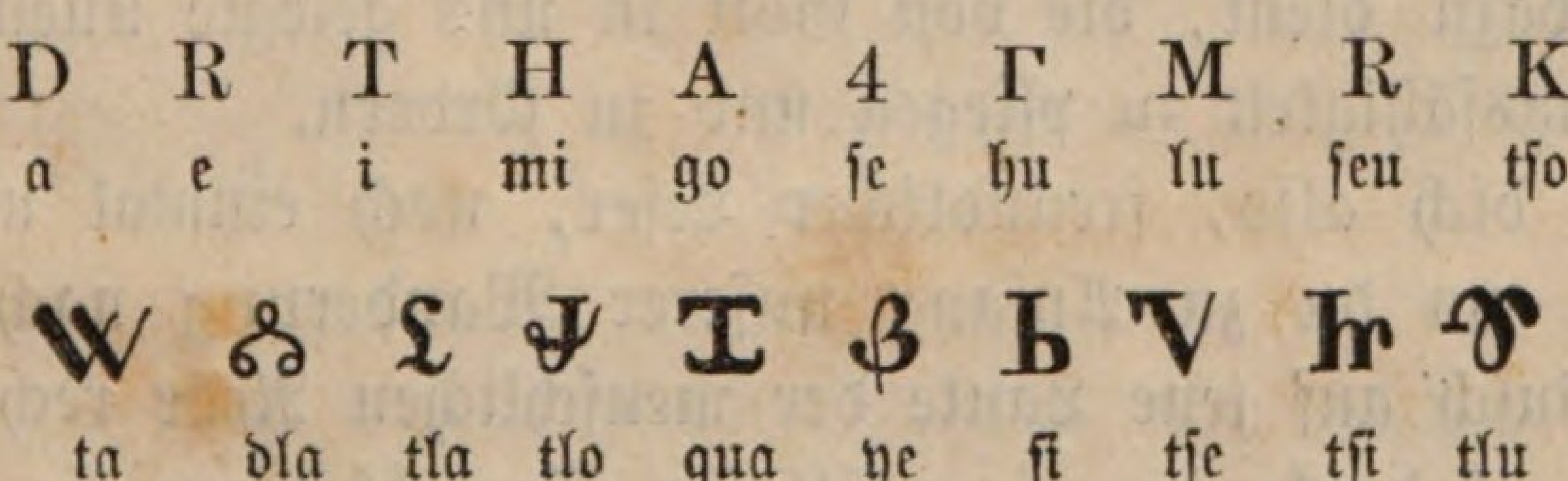
Händegebens, Händeschüttelns, des Aneinanderdrückens oder Reibens der Daumen. Wenn dadurch die Gefühle der Liebe und Freundschaft, der Genossenschaft und Versöhnung ihren Ausdruck finden, so bezeichnet wieder das Niederkauern, Ducken und Schmiegen die Furcht, überhaupt die Unfähigkeit zu widerstehen. Man kann eine ganze Stufenleiter dieser Gesten, von der leichten kaum merklichen Verbeugung an bis zu dem Herumkriechen und Küssen des Bodens, wie es an orientalischen Höfen noch heute vorkommt, verfolgen. Verwandte Beziehungen finden wir in den Stellungen beim Gebet ausgedrückt. Wenn die alten Römer die Hände emporstreckten, so schienen sie damit nach dem Gegenstande, um den sie ihre Götter anflehten, zu greifen; sie erwarteten, daß er ihnen zugeworfen werde. In unserer Sitte der gefalteten Hände spricht sich dagegen die stille Ergebung in den Willen Gottes aus. Es giebt ferner noch viele allgemein bekannte Geberden, welche indessen mehr oder weniger schwer zu erklären sind; warum drückt man z. B. seinen Haß gegen Jemanden durch Herausstrecken der Zunge, durch Beißen auf den Daumen oder dadurch aus, daß man hinter Jemandes Rücken das Zeichen des Storchschnabels macht?

Schlußwort.

Aber alle diese Nothbehelfe, wie sie namentlich auch beim Taubstummenunterricht gebraucht werden, wie dürftig und zeitraubend sind sie im Vergleich mit dem wunderbaren Klange der menschlichen Stimme, mit der blitzschnellen Gewandtheit der Zunge, mit dem merkwürdigen und fast unbewußten Zusammenwirken aller Sprachorgane! — Und ehe diese bedeutungsvolle Kunstfertigkeit, welche den Menschen erst zum Menschen macht, unserem Geschlechte eigenthümlich ward, — wie viele Jahrtausende der Entwicklung haben bis dahin unsere Urväter durchwandern müssen! Drei große Perioden lassen sich für das bisherige Leben des Menschengeschlechtes annehmen, wenn man die successive höhere Ausbildung des körperlichen Organismus in seinen wesentlichen Grundzügen voranstellt und hierauf noch den Zeitraum der Sprachen-Entwickelung von der Periode des eigentlichen geschichtlichen Lebens unterscheidet, in deren Anfängen wir selbst noch gegenwärtig stehen. Nicht alle auf dem Wege zur Menschwerdung begriffen gewesene Organismen haben sich bis zur Sprachbildung hinauf entwickelt, d. h. den Eintritt in die zweite Periode unseres Geschlechtes gefunden. Ein Theil von ihnen blieb in der Entwickelung zurück, verfiel einer Rückbildung und wie

alle derartige Verkümmerungen dem Untergang. Die Reste solcher verkümmerter, nicht zur Menschwerdung gelangter Wesen hat man in gewissen menschenähnlichen Thieren z. B. den großen Affenarten finden wollen. Die Entstehung und Ausbildung der Sprache, zu welcher sich jene Wesen nicht erheben konnten, füllt dann einen langen Zeitraum in der natürlichen Entwickelung des Menschen als solchen. Jenes herrlichste und eigenste Gut des Menschenthums ist daher, wie schon in der Einleitung angedeutet wurde, nicht die Erfindung eines Einzelnen, noch ist es uns von Außen her mitgetheilt: die Sprache ist vielmehr das Erzeugniß eines allmäligen Werdens nach ganz bestimmten Lebensgesetzen. Aus Lautgedanken und Schallnachahmungen, wie sie auch die Thiere besitzen, sind langsam in allmäliger Fortbildung zunächst die Sprachen einfachsten Baues hervorgegangen, wobei die älteste Form im Wesentlichen überall dieselbe gewesen sein mag. Als erste Elemente boten sich Laute zur Bezeichnung von Anschauungen und Begriffen; von einer Unterscheidung der einzelnen Wortarten, von Flexionen war damals noch keine Spur vorhanden. Ja manche uns bekannte Sprachen haben sich zu diesem Grade nur unvollkommen, andere selbst gar nicht entwickelt. Im Chinesischen ist auch noch heutzutage kein lautlicher Unterschied der Wortarten zu erkennen, wahre Verba im Gegensatz zu den Nomina treten uns lediglich in der indo-germanischen Sprachgruppe entgegen. Aber obschon nach der Lautform im Wesentlichen alle Sprachen ursprünglich einander gleichen, so bleibt es doch fraglich, ob sich alle Sprachen auf eine und dieselbe Ursprache zurückführen lassen; es scheinen vielmehr so viele Ursprachen als verschiedene Sprachstämme zu existiren. Im Laufe der Zeiten gehen aber fort und fort Sprachen unter, neue hingegen entstehen nie, da letzteres nur in jener Periode stattfinden konnte, wo der Mensch überhaupt, eben durch die allmälige Erlangung der Sprechfähigkeit zum Menschen ward. In dem langen Zeitraum vor aller Geschichte sind offenbar sehr viele Sprachen zu Grunde gegangen, während andere sich weit über ihr ursprüngliches Gebiet ausbreiteten und in eine reiche Mannichfaltigkeit verschiedener Formen zertheilten. Hiernach läßt sich mit ziemlicher Sicherheit eine übereinstimmende Menge von Ursprachen annehmen. In geschichtlicher Zeit haben Wanderungen, Kriege, Naturereignisse die ursprünglichen Verhältnisse des menschlichen Zusammenlebens vielfach verändert. Gleichwol erkennen wir, daß die Sprachen ganzer Länderstriche bei aller äußerlichen Verschiedenheit doch einen innerlich übereinstimmenden Charakter zeigen,

etwa wie es bei der Thierwelt und Pflanzenbildung eines bestimmten Erdstriches der Fall ist. Dies gilt namentlich auch von allen Sprachen der Urvölker jenseit des Ozeans, ferner von den malayisch-polynesischen Idiomen der südlichen Inselwelt. Auf diesen weiten Gebieten zeigt sich eine merkwürdige Gleichförmigkeit der Sprachen, ohne daß man letztere sämmtlich von einer und derselben Ursprache herleiten könnte. So erscheint die Sprache, dieses eigenste Gut des Menschengeschlechtes, zugleich jenem großen Gesetz unterworfen, nach welchem eine innige Wechselbeziehung stattfindet zwischen allem Lebendigen und dem natürlichen Boden, auf dem es wächst und gedeihet. Hiernach stehen aber auch geschichtliche Entwicklung und sprachliche Fortbildung in einem gewissen Zusammenhang, und wo eine Sprache nicht naturwüchsige Lebenskraft hat, da wird auch immer das Volk selbst einer Rückbildung und endlich dem Untergang anheimfallen. Dies wird z. B. in unserer Zeit das Schicksal der eingeborenen Indianervölker der neuen Welt sein, welche schon ihrer unendlich komplizirten und formwuchernden Sprachbildung halber für ein wahrhaft geschichtliches Leben ungeeignet erscheinen. Ihnen nützt es Nichts, daß selbst einzelne Stämme den Versuch gemacht haben, ihr Idiom schriftlich zu fixiren und die Anfänge einer indianischen Literatur zu schaffen. Mit unsäglicher Mühe hat ein begabter Häuptling der Tschirokih-Indianer, See-qua-yah, die schwierigen Laute seiner Muttersprache fixirt und in ein Alphabet von 200 Schriftcharakteren gebracht, die er später auf 85 zurückführte.



Probe aus dem Tschirokihsen-Alphabete.

Es war zunächst ein Gesangbuch, sodann einige Theile der Bibel, welche mit der neuen Schrift gedruckt wurden, ja im Jahre 1828 gab der Tschirokihse Elias Boudinot zu Neu Echota in Arkansas sogar eine Zeitschrift unter dem Titel „Tschirokih-Phönix" heraus, deren Text zur einen Hälfte in englischer, zur anderen in tschirokihsischer Sprache erschien. Dergleichen Versuche, eine neue Literatur zu begründen, mögen indessen großentheils durch fremden Einfluß, namentlich der Missionsgesellschaften, begünstigt und dem Volke der Indianer gewisser-

maßen aufgenöthigt sein, gleichwie die Schriftcharaktere selbst (siehe vorstehende Probe) aus verschiedenartigen Alphabeten anderer Sprachen entlehnt wurden. Jene immerhin merkwürdigen Versuche werden daher eben so wenig Wurzel fassen und auf die Dauer Bestand haben, wie das Volk selbst, welchem sie aufgedrungen, an lebensfähiger und für die ganze Menschheit fruchtbringender Fortentwickelung die entsprechende innere Kraft besitzen dürfte. Die Zeiten, in denen die Aufgabe des Menschengeschlechtes überhaupt die reiche Formenentwicklung auf sprachlichem Gebiete zu sein schien, neigt sich ihrem Ende zu; andere und verhältnißmäßig höhere Interessen realer Art beschäftigen heut die tonangebenden Nationen, welche die höchste Blüte unseres Geschlechtes repräsentiren und den eigentlichen Bildungskeim für dessen zukünftige Gestaltung in sich tragen. Gleichwol werden die Sprachen, wenn nicht für immer, so doch noch eine lange Reihe von vielen Jahrtausenden das geeignetste Mittel für unsern geistigen Verkehr bilden, und vielleicht zuerst d. h. im Laufe der nächstkommenden Jahrtausende in eine allgemeine Weltsprache zusammenfließen, deren Grundzüge vermuthlich aus germanischen und romanischen Elementen gemischt sein werden, während alle anderen Sprachstämme, zugleich mit ihren Trägern selbst, mehr oder weniger absterben und in Vergessenheit gerathen. Für den heutigen Stand in der Entwicklung unseres Geschlechtes bleibt aber die auf den wunderbaren Klang der menschlichen Stimme begründete Sprache immer das edelste Mittel für den höchsten Verkehr der Menschen unter einander, der dazu dient, die von Gott in uns gelegte unendliche Vervollkommnungsfähigkeit zu pflegen und zu fördern.

Versetze dich also, freundlicher Leser, noch einmal mit mir in jenen Wald, wo du zu Anfang unserer Wanderung nach manchem andern Geräusch auf jene Laute der menschlichen Rede recht aufmerksam wurdest, bedenke in wie zahllosen Sprachformen sie seit Jahrtausenden aus dem Munde von Milliarden auf unserem Erdball ertönen und dann sende in anbetender Verehrung, aus tief ergriffenem Herzen, ein Dankgebet zu dem Allgütigen empor, der dir in seiner unerschöpflichen Gnade einen unsterblichen Geist verliehen und für das Erdenleben diesen Geist an einen Körper gebunden hat, der durch die wunderbaren Sprachorgane die Gedanken l a u t für das Ohr erklingen läßt, der mittels der kunstreichen Hand die L a u t e der Sprache für das Auge sinnvoll darzustellen vermag, ja den schnell verhallenden Ton für Jahrtausende bannt und der spätesten Nachwelt überliefert.

Ende des Werkes.